

Gotthilf und Erdmann.



Eine Erzählung
für
C h r i s t e n = K i n d e r
v o m

Verfasser des „armen Heinrich.“



Zweite Auflage.

Stuttgart,
bey Johann Friedrich Steinkopf.

V o r r e d e .

Liebe Kinder! Weil ich's euch versprochen habe, so mußte ich jetzt wieder ein Büchlein für euch schreiben. Es ist mir aber sauer genug geworden, weil ich so wenig übrige Zeit habe; — wenn ihr mir nur eure übrige Zeit geben könntet! —

Nehmet euch also in Acht, daß ihr nichts versprechet, ohne euch wohl zu besinnen, ob ihr's auch halten könntet; denn was man versprochen hat, das muß man halten. Lebet wohl!



„Horch wie's donnert!“ — rief Gotthilf, und machte das Fenster zu — „wir werden heute spät nach Nürnberg hineinkommen. Das Gewitter müssen wir doch vorher abwarten. Nicht wahr, lieber Vater?“

„Wir werden sehen,“ sagte der Vater, und rauchte seine Pfeife fort, still und ruhig, als ob ihn das Gewitter nichts anginge.

„Ey wie es jetzt regnet!“ fleng Gotthilf, der immer noch am Fenster stand, wieder an.

„Was regnet?“ fragte eine Stimme aus der hintern Ecke der Wirthsstube, worin Gotthilf mit seinem Vater war. Sie sahen sich um. Dort saß ein Mann, ruhig an die Wand gelehnt, in einem braunen

Oberrock, der bis an's Kinn zugeknöpft war. Sein Hut saß tief in der Stirn, er hatte eine kurze Tabackspfeife im Munde, und schien zwischen 40 und 50 Jahre alt zu seyn. Sonst mochte er wohl immer sehr ernsthaft aussehen; in diesem Augenblick aber, als er fragte: „was regnet?“ machte er ein ziemlich freundliches Gesicht.

Gotthilf wußte nicht gleich zu antworten. Der braune Mann fuhr fort: „Warum sagen wir: es regnet, es schneit, es donnert, es hagelt? Wer ist der es?“

„Nun“ — erwiderte Gotthilf schüchtern — „ich denke, unter dem es sey das Wetter zu verstehen, wie wenn man sagt: „es ist warm, es ist kalt“ — da meint man doch auch, das Wetter sey warm oder kalt.“

„Recht so,“ — entgegnete der braune Mann mit herglichem Gelächter — „du gefällst mir. Laß einmal sehen, ob du Recht hast. Ich kann auch sagen: das

Wetter macht kalt, es ist nicht selbst kalt, wie man ja wohl sagt: das Wetter macht gefrieren; aber kein Mensch sagt: das Wetter ist gefroren. Ebenso kann ich sagen: das Wetter macht warm, es ist nicht selbst warm, wie die gelehrten Leute von der Sonne sagen, sie sey selber kalt, und könne nur Andern warm machen. — Wer aber gar sagen wollte, daß das Wetter regne, schneie, donnere u. dergl., den würd' ich fragen, wie er denn das Regenwetter vom Regen, oder das Donnerwetter vom Donnern unterscheiden wolle, und was denn das für ein Ding sey das Wetter, das da regnet, schneit, hagelt u. s. w. Antwort: das Wetter ist eigentlich nichts; es hat keine Augen, keine Ohren, keinen Mund, keine Glieder, keinen Leib, keine Seele, keinen Geist; kurz es ist ein bloßes Wort, das nicht einmal so viel Buchstaben hat als jene kleinen Wetter-Propheten (die Spinnnen) Füße, und das eben so

wenig wie sie kalt oder warm machen kann."

„Sie haben Recht“ — fieng nun Gott-
hilf's Vater an, der bisher ganz still da
gesehen war, und jetzt seine Pfeife auf den
Tisch legte — „Sie haben Recht, es kommt
mir mit dem Wetter vor, wie mit der
Natur. Von dieser hört man oft auch
die Leute reden, als wäre sie eine gar feine
und weise Person, und wenn man die Sache
recht bey'm Licht betrachtet, so sieht man,
daß sie so wenig ist als das Wetter. Man
sagt: „die gütige Natur“, als ob sie ein
Herz hätte, und sie hat doch weder Herz
noch Kopf. Man sagt: „die weise Natur
hat es so eingerichtet“, als ob sie nicht
selbst von einem Höheren wäre eingerichtet
worden.“

„Ja wohl“ — fuhr nun der braune
Mann fort — „die Menschen haben eine
sonderbare Sprache aufgebracht. Das Wort
Gottes redete eine ganz andere Sprache.

In der Bibel heißt es: „Gott donnert
mit Seinem Donner gräulich, und thut
große Dinge.“

„Ja“ — setzte Gott-
hilf's Vater hinzu — „aber es steht auch dabey: „und wird
doch nicht erkannt.“

„Freilich“ — sagte der braune Mann
— „deswegen heißt es immer: es donnert,
es regnet; statt daß man sagen sollte:
Gott donnert, Gott regnet. Man sagt:
die gütige Natur, anstatt: der gütige
Gott. Als ob die Welt nur eine große
Maschine wäre, die Gott einmal aufgezo-
gen hätte wie eine Uhr, und nun ablau-
fen ließe, ohne sich weiter um dieselbe zu
bekümmern. Und doch sagt Paulus:
„Wir leben und sind in Gott, wir be-
wegen uns in Ihm.“ Aber ja, die
ungläubigen Menschen erkennen Gott
nicht, sie machen sich selbst einen Gott,
und heißen ihn: Natur, Wetter, Wor-
schung, Himmel, Schicksal, und was

10
Alles, und den lebendigen Gott ver-
lassen sie.“

Der braune Mann wurde bey diesen Worten ganz ernsthaft; er stand auf, von seinem Stuhl, und gieng durch die Hintertüre hinaus. Gotthilf und sein Vater sahen ihm neugierig nach. Gleich darauf streckte der Wirth den Kopf zur Thüre herein, und sah auf den Stuhl, wo der braune Mann gefessen war. „Ist er fort?“ fragte er ängstlich, und als er sah, daß der Stuhl leer war, trat er herein, und machte die Thüre hinter sich zu. „Was ist das für ein Mann?“ fragte Gotthilf's Vater. — „O hören Sie!“ — gab der Wirth zur Antwort — „das ist ein wunderlicher Mann, vor dem ich alle Mal erschrecke, so oft er in mein Haus kommt. Es ist, wie wenn er Alles wüßte, was bey mir vorgeht, und wenn etwas geschehen ist, das nicht alle Leute wissen sollen, so ist er mit seinen Fragen so zudringlich,

11
daß man ihm nicht ausweichen kann. Wenn ich mit meinem Weib Handel gehabt habe, oder meinen Knecht tüchtig gescholten — denn Sie müssen wissen, ich bin ein wenig bigig; — oder wenn ich bey'm Viehhandel einen kleinen Profit gemacht habe u. dergl., und denke an gar nichts, so kommt richtig der kleine braune Mann auf seinem kleinen Schimmel in den Hof geritten, und will dann Alles von mir wissen; und doch ist's, wie wenn er Alles schon vorher wüßte; denn er nimmt keine Unwahrheit von mir an, und ruht so lange nicht, bis ich ihm die lautere Wahrheit rund heraus gesagt habe. Dann hebt er nur den Finger auf und sagt: „Sonnenwirth! Sonnenwirth! nehmt Euch in Acht!

Nichts ist so fein angesponnen,
Endlich kommt es an die Sonnen.“

Und dabey macht er ein paar Augen an mich hin so feurig wie die Laternen einer englischen ReiseKutsche, die bey Nacht an-

gefahren kommt. Wenn ich nur diese Augen nicht mehr sehen müßte! Ich verstecke mich deswegen auch, so oft ich ihn kommen sehe, und lasse mich nicht mehr blicken, bis er fort ist. Aber manchmal kommt er ganz still in die Stube herein, ohne daß ich's weiß, und wenn ich dann hereintrete, so sitzt er dort auf seinem Stuhl, und ruft: Sonnenwirth! — da kann ich nicht mehr zurück.“

„Warum behält er denn im Zimmer den Hut auf?“ fragte Gotthilf.

„Das weiß ich nicht“ — antwortete der Sonnenwirth. „Ich hab' ihn nie anders gesehen. Es mag da seyn, und kommen, wer da will, er zieht den Hut nicht ab. Es sind schon Fürsten und Grafen hier gewesen, er fürchtet keinen, und sagt ihnen Dinge, worüber sie erschrecken, und blaß werden. Selten kommt Einer, der ihm Stand hält.“

„Aber wer ist denn dieser wunderbare Mann?“ fragte Gotthilf's Vater.

„Es ist der Zoll-Inspector Wiggensee“ — erwiderte der Sonnenwirth, und gieng zur Thüre hinaus, weil eine Kutsche mit Reisenden in den Hof fuhr.

„Aha! der ist's!“ — sagte der Vater. „Von dem habe ich schon viel gehört.“

Gotthilf's Vater war ein Kaufmann aus Nürnberg, Namens Klimm. Er hatte jetzt seinen Bruder besucht, der in Lindau am Bodensee wohnte. Sein ältester Sohn, Gotthilf, ein Knabe von 10 Jahren, hatte ihn begleiten dürfen, und hatte sich schon ein ganzes Jahr auf diese Reise gefreut. Aber was er sah, das übertraf noch bey weitem seine Erwartung. Der schöne Bodensee, mit seinen herrlichen Städten, Dörfern und Schloßern rings an den fruchtbaren Ufern umher, gefiel ihm überaus, und die hohen Appenzeller Berge im Hintergrunde, die mitten im July mit Schnee überzogen waren, kamen ihm wie ein Wun-

der vor. Man machte auch eine kleine
 Kustfahrt auf dem See von Lindau nach
 Utwoyl, auf welcher Gotthilf im Anfange
 freilich ein wenig Angst hatte, weil das
 Schiff so schwankte; aber diese Angst ver-
 lor sich bald, und dann meinte er, wenn's
 nur noch länger so fortgienge, und es war
 ihm viel zu bald, als sie an's Ufer kamen.
 Viel Freude machte ihm auch eine andere
 Spazierfahrt zu Lande nach der schönen
 Stadt St. Gallen, wo sein Vater einen
 gar freundlichen Kaufmann hinter'm Thurm
 besuchte; von dessen Frau bekam Gotthilf
 ein schönes kleines Büchlein, das hatte den
 Titel: „Die Hirten-Treue“, und sie er-
 mahnte ihn, er solle nur fleißig beten, und
 den Heiland lieb haben, so werde der Hei-
 land ein frommes Kind und einen gottseli-
 gen Mann aus ihm machen. Gotthilf ver-
 sprach es auch; denn er hatte von Kind-
 heit auf gern gebetet, und weil er fromme
 Eltern hatte, so wurde er immer wieder

daran erinnert. Auf der Heimreise konnte
 Gotthilf nicht satt werden, all' das Schöne
 und Gute zu erzählen, was er gesehen und
 genossen hatte, gerade als ob sein Vater
 nicht auch dabey gewesen wäre, und an
 Allem Theil genommen hätte. Sie waren
 nur noch wenige Stunden von Nürnberg
 entfernt, da brach ein Gewitter aus, und
 nöthigte sie, bey dem Sonnenwirth einzu-
 kehren, der uns so eben von dem braunen
 Manne erzählt hat.



Das Gewitter war vorüber, die Wolken
 theilten sich, und die Abendsonne warf ihren
 röhlichen Schein auf die weiße Wand der
 Wirthsstube, wo der schöne Kupferstich von
 Fig. 3: „Das Wiedersehen“, hieng. Der

Sonnenwirth kam wieder in's Zimmer, und führte die Reisenden herein. Es war, wie Hr. Glimm bald erfuhr, ein Steuerrath mit Frau und drey Kindern, der nach Nürnberg versetzt worden war, und jetzt dort aufziehen wollte. Er hieß Ansach. Eines von seinen Kindern war ein Sohn, der so alt war wie Gotthilf, und da er gar nicht schüchtern war, sondern ein Wildfang, so hatte er bald mit Gotthilf Bekanntschaft gemacht, und es that ihm nur leid, daß es draußen durch den starken Regen so naß geworden war. ~~Sonst hätte er gleich Lust gehabt, mit Gotthilf in dem Garten und Hof sich zu tummeln.~~ Diesem wollte freilich das ausgelassene Wesen des wilden Erdmann (so hieß des Steuerraths Sohn) nicht recht gefallen; aber weil er doch viel Aufrichtigkeit zeigte, so zog sich Gotthilf nicht ganz zurück. Unterdessen machten auch die beiden Väter Bekanntschaft mit einander, und da Hr. Glimm der erste

Nürnberg'scher Bürger war, der mit dem neuen Steuerrath zusammentraf, so bot er ihm freundlich alle Dienstleistungen an, deren er als Fremder in der ersten Zeit nöthig haben konnte. Er trug ihm sogar sein Haus zur Wohnung an, bis seine neue Wohnung eingerichtet seyn würde, und Hr. Ansach nahm dieß um so lieber an, da es sich so traf, daß Hrn. Glimm's Haus ganz nahe bey seiner zukünftigen Wohnung lag. Hatten die Väter sich so an einander angeschlossen, so machten natürlich die Söhne auch Kameradschaft als künftige Nachbarn und Schüler derselben Klasse. Hr. Glimm sah es freilich nicht gern, daß sein Sohn in näheren Umgang mit einem so ungezogenen Knaben kommen sollte; denn er wußte wohl, daß böse Beispiele oft gute Sitten verderben; aber er dachte: in meinem Hause wird er schon Ordnung lernen müssen, und es wird ihm vielleicht recht heilsam seyn, daß er zuweilen unter eine

strengere Aufsicht kommt. Unter solchen Ueberlegungen von beiden Seiten fieng die Dämmerung an, den Abend zu melden; nur noch einzelne Strahlen der untergehenden Sonne fielen auf die blanken zinnernen Deckel der Bierkrüge, die oben auf dem Schranke standen; bald verschwanden auch diese; jetzt wurden die Kutscher ermahnt, eilends die Pferde anzuschirren, die Reisenden machten sich zurecht; der Sonnenwirth wünschte glückliche Reise, und nun gieng es rasch dem Spittler's Thore zu.

Von den folgenden Tagen will ich nichts erzählen; sie waren sehr unruhig und geräuschvoll, bis man den Gästen allerley Merkwürdiges in der Stadt gezeigt hatte, und bis ihre eigene Haushaltung ein wenig in der Ordnung war. Statt dessen will ich lieber von Gotthilf's früheren Lebensjahren etwas sagen, und von seinem from-

men Sinn, und das wird euch vielleicht lieber seyn, als werat ich euch bey allen Merkwürdigkeiten der alten Stadt Nürnberg herumführen wollte, die freilich gar Vieles hat, was die meisten Kinder anzieht; ihr merket schon, daß ich die Nürnberger Spielwaaren meine, die man auch Kurze Waaren nennt; weil die Freude daran bald vorbei ist. Ihr aber wollet lieber etwas lernen, das länger bleibt, und nützlich ist. Hört also

die Geschichte des kleinen
Gotthilf.

Gotthilf war von Kindheit auf ein lebenswürdiges Kind, und machte seinen Eltern viele Freude. Er hatte eine Schwester, die war ein Jahr jünger als er, und hieß Kunigunde; man nannte sie aber nur Gondchen. Die beiden Geschwister hatten einander sehr lieb. Ebenso liebten sie auch ihre Eltern recht färtlich; doch

schien es, als ob Gondchen mehr am Vater hänge, Gotthilf mehr an der Mutter. Als Gotthilf drey Jahre alt war, und Gondchen zwey, bekam letztere einen schönen Papagey in einem grünen Käfig zum Geschenke, an dem sie eine große Freude hatte. Gotthilf war gerade bey der Großmutter auf Besuch; — als er heim kam, zeigte ihm Gondchen gleich den schönen Vogel, und rief: „Sieh Papagey!“ — „Nein!“ — sagte Gotthilf — „Mamagey.“ Sie hätten bald Streit bekommen, weil ein Jeder das Recht haben wollte; da kam die Mutter, und machte dem Streit ein Ende.

Von seinem vierten Jahre an konnte Gotthilf schon in der Bibel lesen, und weil seine Eltern sehr gottesfürchtig waren, so lernte er auch frühzeitig beten. Weil er in der Bibel so viel Schönes vom Himmel und von der Seligkeit fand, so wünschte er nichts mehr, als auch in den Himmel zu kommen, und man hörte ihn oft weinen

und beten; der Heiland sollte ihn doch selig machen. Er stellte sich schon damals vor, daß es nirgends besser und schöner sey als im Himmel bey den lieben Engeln, und probirte es oft, ob er in der Sonne oder im Mond etwas vom Himmel oder von den heiligen Engeln sehen könne. Deswegen gieng er manchmal in den Garten oder auf's Feld in die Einsamkeit, legte sich auf den Rücken in's Gras, und sah durch die zusammengelegte Hand in die Sonne; aber er konnte nie etwas entdecken. Das nahm ihm aber die Hoffnung nicht ganz, einmal in den Himmel zu kommen, und als man ihm später sagte, daß man den Himmel nicht sehen könne, so wurde er dadurch nicht wenig getröstet, und dachte: ich werde alles das Schöne schon einmal sehen, wann ich gestorben bin. Er las gern Bücher, in welchen viel vom Namen Jesu vorkam, und empfand dabey etwas von Liebe zu Ihm, freute sich auch sehr, daß Jesus die Kinder

so nicht habe, wenn er in dem Neuen Testamente die Worte des Heilands las: „Lasset die Kinder zu Mir kommen, und wehret ihnen nicht.“ — Oft kamen Kinder aus der Nachbarschaft in das Haus seiner Eltern, um mit ihm zu lesen und zu singen. Manchmal stellten sie dann eine Kirche vor, wo Gotthilf als Prediger auftrat, und von einem Stuhle herab den andern Kindern etwas vom Heiland erzählte. Dabey mußte Alles still und andächtig seyn wie in der Kirche. Da waren diese Kinder oft bis zu Thränen gerührt, und wußten selber nicht warum.

An einem Sonntage während der Vormittags-Predigt, wo der achtjährige Gotthilf mit seiner Mutter allein zu Hause war, sagte sie zu ihm: „Mein Sohn, du mußt mir etwas vorlesen, aus welchem Buche du willst.“ Er war sehr froh darüber, und nahm die Leidensgeschichte, in welcher der Name Jesus viel vorkommt, und das war

der Mutter auch recht. Das Lesen war für Beide gesegnet, und Gotthilf mußte nach einer Weile innehalten, weil er ein tiefes Mitleiden über die großen Schmerzen empfand, die der Heiland für uns ausgestanden hat. Ueber die Unbarmherzigkeit



der Juden und Heiden war er sehr unzufrieden, und sagte zu seiner Mutter: „das waren sehr böse Menschen, die den HErrn Jesus so mißhandelt und getödtet haben.“ Die Mutter antwortete: „solche Menschen sind wir Alle von Natur, du und ich auch, wir Alle haben gesündigt, wir Alle haben Ihm Schmerzen gemacht.“ Diese Worte verstand Gotthilf damals noch nicht; aber

in der Folge lernte er mehr und mehr einsehen, daß seine Mutter Recht hatte.

Die Nachbarkinder, welche zu Gotteshilfe kamen, hatten ihn alle ungemein lieb, weil er ihnen so viel Schönes aus der Bibel zu erzählen wußte von frommen Kindern, und von den wunderbaren Geschichten des Volks Israel. Er hatte auch ein schönes Liederbuch, aus dem sie dann und wann miteinander sangen, so gut sie konnten. Ich will ein paar von diesen Liedern hersetzen.

Beispiele

Beispiele von frommen Kindern.



Wie schöne Züge find' ich nicht *)
In meinem Bibelbuch
Von Kindern, die der Wahrheit Licht
Frühzeitig schon gesucht.
Mein Jesus, welcher königlich
Regiert der Welten Zahl,
War einst ein Kind, so jung als ich,
Und that, was Gott befehl.
Im zwölften Jahr schon Sein Verstand
Verwundert Jedermann,
Doch folgte Er der Mutter Hand,
Und war ihr unterthan.

*) Eine schöne Melodie zu diesem Liede findet sich in den kürzlich bey J. F. Steinkopf in Stuttgart erschienenen „Sechzehn Liedern vom Verfasser des „armen Heinrich“, in Musikklopp für das Pianoforte von Carl Reiner n. 2.“ S. 10. — gr. 4. Preis broch. 18 kr.

Die Kinder riefen David's Sohn
 Ein Hosianna nach;
 Die Schriftgelehrten sprachen Hohn,
 Und nannten Ihn mit Schmach.

Der Knabe Samuel kam dort,
 Zu dienen Gott dem Herrn;
 Timotheus las Gottes Wort
 In seiner Jugend gern.

Sollt' ich in später Zeit erst thun,
 Was And're früh gethan?
 Nein, ich will keinen Tag mehr ruh'n,
 Noch heute fang' ich an.

**Noch ein Kind vom Heilande
 und vom Kinde.**

Wie ist es einem Kind zu Muth, *)
 Wenn's in dem Arm der Mutter ruht?
 Nicht wahr, es ist ihm wohl?
 Ja wohl! ja wohl!
 Denn so ein Kind hat's gut.

*) Die Melodie hiezu s. in den „Sechzehn Liedern“ S. 10. Stuttgart bey J. B. Steinkopf.

Wie ist es einem Kind zu Muth,
 Wenn es in Jesu Armen ruht?
 Das ist ein selig Kind;
 Denn so ein Kind
 Hat's besser noch als gut.

Es mag da kommen, was da will;
 Das sel'ge Kind das bleibet still;
 Es sieht den Heiland an,
 Das ist der Mann,
 Der helfen kann und will.

Und reget sich der Eigensinn
 Im Herzen dieses Kindes d'rinn:
 So ruft's den Heiland an:
 Du starker Mann,
 Herr Jesu! nimm ihn hin!

Wenn dann das Kind was Ab'ses thut
 Aus Leichtsinn oder Uebermuth;
 So schreit's zum Herrn: Verzeih!
 Verzeih! Verzeih!
 Und sey mir wieder gut!

Und Er erhöret das Gebet,
 Wenn so ein Kindlein zu Ihm fleht,
 Vergibt ihm seine Schuld
 Mit Lieb' und Huld,
 Daß alle Angst vergeht.

Und stirbt einmal ein solches Kind,
 So trägt Er's in Sein Reich geschwind,
 Da, da ist ewig Freud'
 Und Herrlichkeit! —
 Wie gut hat's so ein Kind!



Gotthilf hatte von dem lieben Gott Anlagen und Gaben, die ihm das Lernen leicht machten, so daß es ihm darin keiner seiner Mitschüler zuorthat. Ich habe euch schon gesagt, daß er im vierten Jahre lesen konnte, und da er mit Nachdenken und also auch mit Ausdruck zu lesen pflegte; so wunderten sich die Leute sehr, wenn sie ihn lesen hörten. Im Anfang war er noch zu kindlich, als daß er auf die Reden der Menschen, die oft unvorsichtig genug waren, ihn in's Gesicht zu loben, sich

etwas eingebildet hätte; er hörte ihre Aeußerungen in seiner Einfalt an, und wunderte sich vielleicht selber darüber, daß er schon so geschickt sey. In seinem fünften Jahre hatte ihn sein Vater einmal mitgenommen zu seinen Verwandten nach Erlangen. Da waren auch Kinder. Gotthilf hatte sie bald um sich versammelt, und las ihnen etwas vor. Als es im Hause bekannt wurde, daß der kleine Knabe schon so fertig lesen könne, wurde er aus der Kinderstube hinauf zu der Gesellschaft geholt, und aufgefordert, etwas vorzulesen. Er las ein Kapitel aus dem Neuen Testament sehr deutlich und nachdrücklich, so daß die Leute sich sehr wunderten, und sagten: Ei wie kann der Junge schon so fertig lesen! „Ja“ — sagte er — „und erst fünf Jahre alt.“ Nun gieng ein allgemeines Geldächter an. Gotthilf aber wußte nicht recht warum: denn er hatte diese Worte in seinem einfältigen Sinne

herausgesagt, weil er es von Andern so gehört hatte. Aber durch so vieles unvorsichtiges Lob, das noch zunahm, als er einmal in die Schule gieng, wurde nach und nach doch eine Eigenliebe und Selbstgefälligkeit in sein Gemüth gepflanzt, die seinem Seelenheil schädlich war; denn sobald wir anfangen, uns das Lob der Menschen gefallen zu lassen, so sind wir nicht mehr aufrichtig gegen Gott, und können also auch nicht mehr recht beten. Gotthilf merkte aber nicht so bald etwas davon; denn man kann sich gar leicht selbst täuschen, daß man meint, es sey Alles noch im vorigen guten Zustande, wenn nur in der äußerlichen Ordnung nichts verrückt worden ist: wenn man betet wie vorher, wenn man in der Bibel liest wie vorher, wenn man gehorsam ist wie vorher; aber siehe in dein Herz kann doch eine Kälte geschlichen seyn, daß du das Alles nicht mehr in dem rechten Ernste thust, nur als

etwas Gewohntes, daß du den HErrn Jesus nicht mehr so herzlich lieb hast, ob du gleich vor dem Gedanken erschrickst, und es für unmdglich hältst, je von Ihm abzufallen. Aber es geht eben nach und nach, allmählig, ohne daß man's merkt, man kommt immer weiter von Ihm hinweg, bis man endlich auch die äußerlichen Uebungen der Gottseligkeit, Beten, Lesen, Singen u. dgl. zu langweilig findet. Doch so weit ist es mit Gotthilf noch nicht gekommen. Es ist immer noch seine einzige Freude, sich mit dem zu beschäftigen, was den Himmel und den Heiland angeht, und so fleißig er auch in der Schule sein Lateinisch und Französisch, Schreiben und Rechnen, Geographie und Geschichte lernt, so ist er doch am vergnügtesten dabey, wenn er in der Bibel daheim lesen oder vorlesen, mit seinen Gespielen ein schönes Lied singen, oder mit seinem Vater darüber reden kann, wie es im Himmel aussehe, und was man Alles dort

erfahren und genießen werde. — Ich muß hier noch eine Geschichte erzählen, die auf den kleinen Gotthilf, als er sie hörte, einen sehr lebhaften Eindruck machte. Eine christliche Frau, welche durch Nürnberg reiste, und einige Tage bey Hrn. Klimm zum Besuche war, erzählte diese Geschichte, und Gotthilf wurde dadurch so bewegt, daß er auf's Neue anfieng, sich ernstlich zum HErrn Iesus zu wenden. Vielleicht könnte dem Einen oder Andern unter euch, liebe Kinder, die ihr dieß Büchlein leset, diese Geschichte auch heilsam werden, dar- um erzähle ich sie noch ein Mal.

Geschichte der Anna Roth.

Ich bin in einer gebirgigen Gegend geboren. Mein Geburtsort ist an den halbkreisförmigen Rand eines Berges hingebaut, von welchem es in eine tiefe und weite Schlucht hinuntergeht. Ich wohnte

mit meinen Eltern und zwey Schwestern meines Vaters bey meinem Großvater in einem kleinen engen Häuschen, in welchem nur Eine Stube und zwey Kammern waren. Mein Großvater war ein alter Diener Christi, der den Heiland von Herzen lieb hatte, übrigens aber ein ganz eigener Mann, der besondere Erfahrungen machte, und der oft bey Nacht und Tag mit Engeln redete, wo aber andere Leute nichts sahen und hörten als seine Stimme. Auch sah er oft im Traume verborgene Dinge, die geschehen waren oder geschehen sollten, und einem solchen Traume verdanke ich die Rettung meines Lebens. Ich war etwa vier Jahre alt, als ich eines Nachmittags im April mit andern Kindern hinaus lief auf's Feld. Dort zerstreuten wir uns, und ich suchte Gänseblümchen im Grase. Damit kam ich aber immer weiter vom Dorfe hinweg, und endlich kam ein Regen. Ich flüchtete mich in ein Gebüsch, legte mich da in's Gras,

und schlief vor Kälte und Müdigkeit ein. Ob ich wieder aufwachte, weiß ich nicht; das wußte ich aber, daß es Nacht war; doch fürchtete ich mich nicht, und weinte auch nicht, denn es war mir immer so, als ob mein Großvater bey mir wäre. Indessen fieng man daheim an, mich zu suchen. Es wurde Abend, und es kam keine Anna. Es wurde Nacht, und sie kam immer nicht. Was ist das? wo ist das Kind geblieben? Die Eltern wurden erschrecklich von der Furcht geängstet, ich möchte mich etwa an den Bergrand verlaufen haben, und dort hinuntergefallen seyn. Die Nachbarn kamen herbey, und weil sie vor meinem Großvater viele Achtung hatten, so boten sich Alle an, zu gehen, und das verlorne Kind zu suchen. Nun gieng's auf allen Seiten hinaus mit Fackeln und Laternen, Alles war in Bewegung, man suchte und suchte. Mein Großvater legte sich zu Bette, und wollte schlafen: „Denn“ — sagte er —

„wenn ich nur einschlafen könnte, dann wollte ich bald wissen, wo das Kind ist, im Traume würde ich es gleich sehen.“ Aber da er in der Stube lag, wo meine Mutter und seine Töchter wehlagten, und wo es die ganze Nacht fortgieng, daß die Boten ab- und zuliefen, so konnte er nicht einschlafen. Eine Botschaft auf die andere kam trostlos wieder: „wir haben das Kind nicht gefunden.“ Endlich um halb drey Uhr, da es ruhiger geworden war, freylich aber nicht in den Herzen der Wartenden, konnte der Großvater einschlafen. Als um drey Uhr die letzten Boten kamen, und abermals die traurige Nachricht brachten: „wir konnten das Kind nicht finden“, erwachte er wieder, und sagte: „Jetzt weiß ich, wo Aennchen ist, ich habe sie gesehen.“ Damit sprang er vom Bett auf, warf seine Kleider um, nahm eine frische Fackel, und sagte: „So, jetzt kommet nur mir nach.“ Er schritt nun festen und sichern Trittes,

wie elrer, der seiner Sache gewiß ist, voran über Stock und Stein, über Gräben und Hecken immer den geraden Weg, bis er an das Gebüsch kam, wo ich lag. „Halt“ — rief er jetzt — „halt in Gottes Namen, da muß das Kind zu finden seyn.“ Er machte nur ein paar Schritte seitwärts, und rief aus: „Gott Lob und Dank! ich habe es.“ Ich war vor Kälte ganz erstarrt, und wußte nichts von Allem, was um mich her vorgieng. Er zog seinen Rock aus, wickelte mich hinein, und trug mich nach Hause. Hier wurde ich in ein warmes Bett gelegt, und kam nach einigen Stunden wieder zurecht. Bald darauf starb mein Großvater. Mein Vater wanderte dann nach Polen aus, wo wir in einer großen Stadt wohnten. Da erfuhr ich gleich im ersten Jahre eine neue Lebens-Bewahrung, die ich nie vergessen werde. Ich besuchte eine Nachbarin, die immer sehr freundlich gegen mich war. Da stand ein großer Tisch

nahe bey dem Ofen, unter dem ich saß, und spielte. Plötzlich stürzte unter mir das Gewölbe des Kellers ein, und der Ofen brach mit gewaltigem Krachen über dem Tisch zusammen. So fiel ich mit der Hälfte des Zimmers tief in den Keller. Die Eltern und Nachbarn, welche erschrocken herbeeilten, dachten nicht anders als ich werde von dem Schutt ganz zerquetscht seyn; aber wie erstaunten sie, als die Trümmer weggeräumt waren, und sie mich nun unter dem hohlen Tisch liegen sahen, zwar bewußtlos, aber ganz unbeschädigt. Ein Arzt half mich wieder in's Leben bringen. Wie wunderbar hatte mich Gott gerettet! Auf meine Mutter jedoch wirkte der Schrecken so stark, daß sie augenblicklich erkrankte, und nach kurzer Zeit starb. Nun bekam ich eine Stiefmutter. Ein Jahr darauf brach bey Nacht in unserer Nähe Feuer aus, ergriff schnell auch unsere Wohnung, und legte sie mit 900 Häusern noch vor

Tag in Asche. So hatten wir nun fast alle unsere Habe verloren, und waren so arm, daß wir uns kaum wieder ein nothdürftiges Häuslein aufbauen konnten. — Schon nach achtzehn Wochen um Weihnachten zogen wir in das nasse neue Gemäuer ohne Thüren und Fenster ein, und hatten durch die Kälte viel auszustehen, so daß Hände und Füße mir erfroren. Später, als man einheizen konnte, gaben die nassen Wände einen solchen Dunst von sich, daß wir mehrmals Alle in Ohnmacht fielen. So verbrachten wir zwey Jahre in einem höchst traurigen Zustande. Endlich mußte das ganze Haus bis auf den Grund niedgerissen, und mit Schulden neu gebaut werden. Nun kam der frühere polnische Krieg mit neuem Elend heran. Mein Vater arbeitete als Schlosser und Büchsenmacher Tag und Nacht; aber die Zahlung blieb aus. Dadurch wurde er an Leib und Geist geschwächt, versiel in Schwermuth,

und gieng nach dreyjähriger Krankheit selig aus der Zeit, hinterließ aber die Söhnen in der bittersten Armuth. Doch ersetzte mir ein anderer Vater, der die Mutter heirathete, den ersten reichlich. Ich mußte ihm zwar bey'm Schlosserhandwerk helfen, aber er bewies sich auch sehr treu gegen mich, und leitete mich zu allem Guten an. Allein nach fünf glücklichen Jahren ereignete sich abermals der traurige Umstand, daß unser Haus in einer schrecklichen Feuerbrunst abbrannte, wodurch Alles, was unter Gottes Segen erworben war, wieder verloren gieng. Das war ein harter Schlag! Dennoch rief mein Vater wie Hiob: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sey gelobet!“ Zwey Monate darauf aber lag er auf dem Sterbebette, erteilte mir noch besonders seinen Segen, und sagte unter anderem: „Verlaß dich auf den lieben Gott, und es wird dir immer wohl gehen; wie?

das kann ich nicht wissen; aber Sein Segen wird dich allenthalben begleiten, dessen bin ich gewiß.“ Diese Worte des sterbenden Vaters kamen mir nie aus dem Herzen. Ich mußte zwar nun unter fremden Leuten mein Durchkommen suchen, der Herr aber, meine Zuversicht, half wunderbar. Schon früher war ich um meiner Seele Heil bekümmert worden, und bey meinem ängstlichen Gemüth machte ich mir das Leben sauer, indem ich Alles als Sünde ansah, bis ich durch des Heilands Gnade die Versicherung bekam, daß auch ich Sein theuer erkauftes Eigenthum sey. Ich fand Trost und Segen im Worte Gottes, beschäftigte mich in freyen Stunden viel mit Singen, Beten, und Lesen erbaulicher Bücher, und da ich bey Tag kleine Kinder warten mußte, so wandte ich öfters die Nächte dazu an. Später hat mir's der Herr leichter gemacht, und ich habe jetzt bequeme Zeit, über die wunderbare Führung mit Dank und Preis

nachzudenken, durch welche Er mich zu Sich gezogen hat. „Lobe den Herrn meine Seele, und Alles, was in mir ist, Seinen heiligen Namen.“

Wir kehren zu unserer Geschichte zurück. Hr. Glimm war auf eine, wie man sagt, ganz zufällige Weise mit der Familie des Steuerraths Anfach in Verbindung gekommen; aber es war nun die Frage, ob diese Verbindung ihm und seinem Hause nützlich sey. Wenigstens hatte Hr. Glimm bald gemerkt, daß in dem Hause des Steuerraths kein christlicher Sinn herrsche, und wie er näher mit demselben bekannt wurde, so fand er auch noch weiter, daß es in dieser Haushaltung an der rechten Ordnung und am Frieden fehlte. Bald hatte der Steuerrath Streit mit seiner Frau, bald die Frau mit der Magd, und die Kinder zankten beständig mit einander. Von Erdmann habe ich euch schon gesagt, daß

er ein Wildfang war, und allerley unüberlegte Streiche machte. Von Anstand und Höflichkeit, von Zucht und Sitte wußte er nicht viel; seine einzige Freude war, wenn er die Kinder auf der Gasse an einander



bezen konnte, daß sie sich balgten und in die Sutte (Kothlache) warfen, oder wenn er auf dem Gemüsemarkt einen Korb umstoßen konnte, oder einem Vierkarren-Fuhrmann den Zapfen aus dem Faß schlagen, daß das Bier auf die Straße lief. Kurz wo er Jemand einen Schabernack anthun konnte, da bedachte er sich gar nicht, und bekam bey solchen Gelegenheiten freylich nicht selten eine Tracht Schläge, die er aber

geduldig nach Hause trug, und den andern Tag wieder vergessen hatte. Der Vater fragte nach den Kindern nicht viel, weil er mit seinem Amte ganz beschäftigt war, und alle Hände voll zu thun hatte. Die Mutter zankte zwar Erdmann ab, wenn seine Kleider bey'm Nachhausekommen recht verbilbigt waren, wie man in Nürnberg sagt, d. h. recht beschmutzt, oder wenn er sie zerrissen hatte an einem Gartenzaun, über den er gestiegen war, um Obst zu stehlen. Manchmal konnte sie ihm auch im Zorn eine Dachtel (Ohrfeige) geben; aber sie sorgte nicht dafür, einen bessern Knaben aus ihm zu machen, an dem Gott und die Menschen ein Wohlgefallen hätten haben können; sie wies ihn nicht zum Gebet an, oder zum Bibel-Lesen, und sagte ihm nichts davon, daß wenn die Kinder möchten gern gehorsam und fromm werden, daß sie dann den Heiland darum bitten müssen. Ueberhaupt wurde im ganzen Hause nicht gebetet, kei-

ne Morgenandacht, keine Abendandacht, kein Tischgebet, kein Bibel-Lesen, kein christlicher Gesang wurde darin gehört. Kein Wunder, wenn ein so lebhafter Knabe, wie Erdmann war, da die Eltern gar keine Aufsicht über ihn führten, so verwilderte, daß er überall ausschlug wie ein junges Pferd, und daß eine alte Nachbarin, die sich über seine Possen oft geärgert hatte, in ihrer Nürnberger Sprache zu seiner Mutter sagte: „Frau, Ihr habt Euren Kleinen verzanutschelt, sonst wär' er nicht so ein Ungnad und Kipler geworden“ (d. h. Ihr habt Euren Sohn verzärtelt, sonst wär' er nicht so ein Unkraut und Zänker geworden).

Ihr könnt leicht denken, daß eine solche Gesellschaft für den kleinen Gotthilf nicht von Nutzen war. Hr. Glimm und seine Frau sahen dieß auch bald ein, und warneten ihren Sohn, da sie ihm den Umgang mit Erdmann nicht ganz verbieten wollten,

er solle sich wenigstens in Acht nehmen, daß er nichts Böses von Erdmann lerne, vielmehr solle er sich Mühe geben, ihn von bösen Dingen abzuhalten. Gotthilf versuchte dieß auch im Anfang; aber Erdmann ließ sich nichts sagen, sondern lachte ihn aus, und erzählte es sogar öffentlich seinen Schulkameraden: der fromme Gotthilf habe ihm Vorwürfe gemacht wegen seiner lustigen Streiche, die doch so unschuldig seyen, der Gotthilf sey doch auch gar zu ängstlich. Das sagte er aber nicht aus Feindschaft gegen Gotthilf, denn er konnte ihn sonst wohl leiden, und war auch sehr froh daran, wenn Gotthilf ihm, der immer auf der Gasse sich herumtrieb und das Lernen hintansetzte, bey seinen Arbeiten für die Schule half, daß er nicht vor seinen Mitschülern und Lehrern zu Schanden wurde. Vielmehr hatte Erdmann bey allen seinen Fehlern die gute Eigenschaft, daß er nicht heuchelte; frey und offen sagte er

Alles heraus, wenn's auch grob und beleidigend war. Er konnte nichts verschweigen. Lügen und sich verstellen war seine Sache nicht. Er gestand Alles frey, was er gethan hatte. Um dieser seiner Aufrichtigkeit willen äußerte sich sein Lehrer oft so über ihn: „Schade um den Jungen; wenn er eine bessere Erziehung gehabt hätte, so wäre was aus ihm geworden. So wird er wohl ein Taugenichts werden.“ — In dessen nahm es Gotthilf doch übel auf, daß Erdmann in der Schule so von ihm gesprochen hatte; denn seine Mitschüler lachten ihn eben aus, und von nun an hießen sie ihn nur „den frommen Gotthilf.“ Was hätte er da thun sollen? Sich schämen, daß man ihn fromm nannte? Ey! fromm zu seyn ist keine Schande, der Herr Jesus war ja auch fromm; nur das ist eine Schande, wenn man fromm heißt, und es nicht ist. Oder hätte er nicht vielmehr sollen denken: „das ist ein schöner

Name, ich will machen, daß ich ihn auch verdiene, daß ich ihn mit Recht tragen kann.“ Das wäre klug gedacht gewesen. Gotthilf aber war so unklug, daß er sich dieses Namens schämte. Ach, wie thöricht sind doch die Menschen! Der Sünde schämen sie sich nicht, aber des Guten. Von da an gieng es mit Gotthilf abwärts, von Gott hinweg. Das Beten war ihm jetzt nicht mehr recht geschickt, er schob es von einem Tage zum andern auf, und verlor so immer mehr die Freudigkeit dazu. Um von seinen Schulkameraden nicht so verlacht zu werden wegen seiner Frömmigkeit, steng er an, sich mehr zu ihnen zu gesellen, ihre Spiele mitzumachen, und suchte, wie in der Schule, so auch hier der Vorderste zu werden. Niemand war mehr darüber erfreut als Erdmann, und er gab sich alle Mühe, aus Gotthilf einen eben so wilden und leichtsinnigen Jungen zu machen, als er selber war. Das gelang ihm aber nicht.

An der wilden Rohheit und an den tollen Streichen des ungezogenen Erdmann konnte Gotthilf kein Gefallen finden; es war etwas Anderes, das bisher in ihm verborgen gelegen war, und nun ungehindert hervorbrach und Befriedigung suchte — nämlich die Eitelkeit, Eigenliebe, der Ehrgeiz. Ich habe schon bemerkt, daß das häufige Lob, welches Gotthilf überall, besonders in der Schule, einerntete, sehr versuchlich für ihn gewesen sey, und daß insgeheim die Eigenliebe sich davon nährte, wie jene Priester von den Speisen, welche dem Bel gebracht wurden. Jetzt aber konnten alle Reizmittel ungesätzt wirken, und der Ehrgeiz des armen Kindes, das wir von nun an mit Bedauern betrachten müssen, benützte nun namentlich auch die Gelegenheit der Kinderspiele, die er, weil es ihm dabey zu wild hergieng, bisher nicht mitgemacht hatte, um sich zu befriedigen. Gotthilf konnte es nicht dulden, daß ein Anderer den Ton

bey

bey diesen Spielen angab. Er wollte überall vorn daran seyn. Wo er der Anführer seyn konnte, da machte er mit, und da mußte auch Alles in der Ordnung gehen, Ungezogenheiten durften nicht vorkommen. Sein Herz blieb freilich dabey leer, weil er nicht mehr betete, und nicht mehr in der Bibel las. Aber auch dieses Bedürfniß seines Herzens suchte er auf einem Wege zu befriedigen, der zugleich der Eigenliebe wohl gefiel. — Ich will euch sagen, wie:

Gotthilf war jetzt zwölf Jahre alt geworden. Unter seinen Mitschülern mußte er mehrere, die still und artig waren, und überall ein gutes Lob hatten. Diese lud er einmal auf einen Nachmittag in seines Vaters Haus ein, wo er ein eigenes kleines Stübchen hatte. Hier hatte er Stühle um einen Tisch gestellt, und hieß sie sich setzen, nachdem er vorher die Thüren wohl verriegelt hatte. Dann hielt er eine Anrede

an sie, worin er ungefähr Folgendes sagte:
 „Ihr werdet nicht wissen, was das Alles
 bedeuten soll, daß ich die Thüren so ver-
 schließe, und so geheim thue; aber ich
 will's euch nun sagen. Ich habe den Ge-
 danken gehabt, wir wollen eine geheime
 Gesellschaft errichten, die sich damit be-
 schäftigen soll, verschämte Hausarme, die
 sich schämen, Almosen zu fordern, mit klei-
 neren oder größeren Beiträgen zu unter-
 stützen. Dazu gibt ein Jeder von seinem
 Taschengelde in die Kasse wöchentlich zwei
 oder drei Kreuzer, so wie ein Jeder ver-
 pflichtet ist, sich nach solchen Hausarmen
 in's Geheim zu erkundigen, ob sie einer
 Unterstützung bedürftig und werth sind.
 Die Person aber, die unterstützt wird, darf
 nie erfahren, woher sie Hilfe bekommen
 hat, und auch sonst Niemand darf etwas
 davon wissen. Ein Jeder muß das tiefste
 Stillschweigen beobachten. Wollet ihr un-
 ter diesen Bedingungen Mitglieder dieser

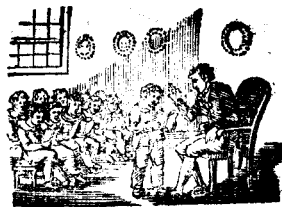
Gesellschaft werden?“ — Allen war's recht.
 Nun holte Gotthilf eine Lade hervor, er-
 öffnete sie, und überreichte Jedem ein Herz
 von Pappdeckel, grün überzogen, worauf
 er mit einer kleinen Handpresse, die er letzte
 Weihnachten bekommen, folgende Buch-
 staben gedruckt hatte:

M. d. J. W. v. G.

(d. h. Mitglied der zum Wohlthun verei-
 nigten Gesellschaft). Dieses Herz hing
 an einem schmalen schwarzen Bande, so daß
 es um den Hals getragen werden konnte.
 Es wurde jedoch bald nachher mit einem
 gelben Kreuze von Messing vertauscht, das
 schöner ausah, und mehr vorstellte. Alle
 vier Wochen versammelte sich die Gesell-
 schaft, brachte ihre Beiträge, und besprach
 sich über die Vertheilung derselben. Wäh-
 rend der Sitzung mußte Jeder sein Kreuz
 anziehen, nachher wurde es wieder aufge-
 hoben. Die Gesellschaft hatte auch einen
 Präsidenten. Ihr könnt euch denken, wer

das war. So etwas hätte sich Gotthilf nicht nehmen lassen. Erdmann übrigens gehörte nicht dazu, nicht als ob er's ausgeschlagen hätte: denn er konnte oft sehr gutherzig seyn, und hatte manchmal sein Abendbrod einem Bettler gegeben, ja ein Mal gab er sogar sein ganzes Taschengeld, für das er sich eben auf dem Markte eine Trommel kaufen wollte, einem Krüppel, den Kinder auf einem kleinen Karren herumführten. Aber Gotthilf traute ihm nicht zu, daß er werde schweigen können, weil er so gar offenerzig war, und auch wegen seiner Wildheit. Indessen gieng die Sache eine Weile ungestört ihren Gang fort, und wenn gleich kein Mensch etwas von dieser geheimen Wohlthätigkeit erfahren sollte, so schmeichelte doch schon das der Eigenliebe dieser Knaben, daß sie etwas wußten, was sonst Niemand wußte. Als Hr. Klimm von dieser Sache erfuhr, so kam ihm dieselbe wichtiger vor, als sie wirklich war, und

er verbot sogleich diese Zusammenkünfte. Da hätte nun Gotthilf freilich sollen gehorsam seyn; aber sehet, so geht es: wenn man Ein Gebot übertreten hat, so wird die Uebertretung eines andern nicht mehr so wichtig genommen. Er setzte also gegen den Willen seines Vaters diese Verbindung noch eine Zeitlang in der Stille fort, bis endlich Einer um den Andern wegblieb, und Gotthilf allein noch übrig war.



Dabey übte er seinen Fleiß in der Schule ununterbrochen, um nur seinen ersten Platz, den er bisher immer behauptet hatte, nicht zu verlieren. Er nahm sich zu Hause keine Zeit mehr, auch nur ein Kapitel in der

Wohl zu lesen, oder seiner Mutter eine Predigt vorzulesen, und mit Betrübniß sah sie zu, wie er immer mehr in das Streben nach der Ehre vor Menschen versank, und den Heiland darüber vergaß. Wenn sie dann ihre Besorgniß ihrem Manne klagte, so gab ihr Hr. Glimm die Hand, und sagte: „Sey ruhig, Mutter! er wird seinen Kopf schon ein Mal verstoßen; dem lieben Gott läuft er nicht aus den Händen, daß weiß ich gewiß. Bete du für ihn!“ — Das that sie denn auch fleißig. Unterdessen wurde Gottihlf immer kälter gegen seine Eltern und Gondchen, immer leichtsinniger, und zugleich immer hochmüthiger. Wenn man ihn etwas thun hieß, so war er mürrisch und ungehorsam; wurde er darüber gestraft, woran es Hr. Glimm nicht fehlen ließ, so kränkte das seinen Stolz; denn er meinte, einem so fleißigen und geschickten jungen Menschen, wie er sey, sollte man nur statiren und gute Worte geben; und so ver-

fiel er immer tiefer in Finsterniß und in Unfrieden mit sich und Andern.

Gleich in der ersten Zeit dieser seiner Entfernung von Gott war er ein Mal mit seinen Kameraden auf's Feld gegangen, und sie hatten im Freien das Räuberspiel gespielt. Gottihlf hatte die Andern verloren, und suchte sie auf dem St. Johannis-Kirchhof, weil er meinte, sie haben sich dort hinter die Grabsteine versteckt. Als er sie nicht fand, und so allein durch die vielen Grabsteine dahinging, fieng's ihm an schaurig zu werden. Er betrachtete ein schönes Grabmal von Peter Fischer in Messing gearbeitet. Daneben war eines von dem Grabgewölben geöffnet; er sah hinunter, und der Gedanke kam ihm: wie wenn du da hineinfielest, und müßtest eine Nacht durch darin liegen bleiben! — In diesem Augenblick klopft ihm Jemand auf die Achsel. Ihr könnet denken, wie erschrocken er zusammenfuhr. Er sah sich

um, und siehe da stand — der braune Mann. Dieser Anblick erschreckte ihn noch mehr. Es fiel ihm brennendheiß ein, daß sey der Mann, der um Alles wisse, vor dem man nichts verbergen könne, wie ihn der Sonnenwirth versichert hatte. Der braune Mann sah ihn eine Weile mit den scharfen Laternen-Augen an, und fragte dann: „Findet man dich hier? Ich sollte denken, das wäre nicht der Ort, der für dich paßt? Oder kannst du wohl mit Ruhe in so ein Grab hinein sehen, kannst du mit Ruhe daran denken, daß du vielleicht in drei Tagen auch hier liegst? Und weißt du, daß dieses Gewölbe nur die Thüre ist zu einer unsichtbaren Welt, zu einem Ort des Gerichts? Weißt du das? Gib Antwort!“ — „Ja, ich weiß es“, antwortete Gotthilf mit Zittern. „Wie nun“, fuhr der braune Mann fort — „wann du vor dem Gott erscheinen sollst, zu dem du sonst so ernstlich gebetet, und den du jetzt so ganz

vergessen hast? Wenn Er dich zu Rede stellt über deine Eigenliebe, über deinen Ungehorsam und Leichtsinn? Was willst du dann sagen?“ — Gotthilf besann sich eine Weile, und sagte dann: „Bin ich denn nicht fleißig in der Schule? Lerne ich denn nicht Alles, was mir aufgegeben wird? Thue ich nicht immer mehr, als man von mir verlangt? mehr als meine Mitschüler? Thue ich nicht im Stillen Gutes an den Armen mit denen, die zu dem Wohlthätigkeits-Verein gehören?“ — „Ja“, sagte der braune Mann — „das weiß ich Alles, aber warum thust du das? Bildest du dir nichts darauf ein? Bist du nicht stolz darauf? Willst du nicht damit Lob verdienen?“ — Darauf wußte Gotthilf nichts zu antworten, er sah zur Erde und schwieg. Er fühlte wohl, daß der braune Mann Recht hatte. Als er wieder aufblickte, war der braune Mann fort, und er sah einen seiner Kameraden herbespringen, der ihn fragte,

was das für ein Mann sey, mit dem er so ernsthaft gesprochen habe? — „Ich kenne ihn nicht“, sagte Gotthilf, und gieng fort. Das Gespräch mit dem braunen Manne hatte er bald vergessen.

Indessen unterließ Gott nicht, ihn durch allerley Erfahrungen auf seine Verirrung hinzuführen, und zum Aufmerken auf seine Hand zu bringen. Zwey Mal besonders wurde sein Leben auf eine so wunderbare Weise gerettet, daß ihn die Dankbarkeit gegen Gott wohl hätte zur Reue über seine Fehlritte bringen können, wenn er nicht schon so weit im Leichtsinne versunken gewesen wäre. Ein Mal war er mit einigen seiner Schulgenossen in den Garten seines Vaters gegangen. Sie fanden eine Flinte an einem Baume hangen, welche der Vater mitzunehmen vergessen hatte. Obgleich Gotthilf von seinem Vater oft gewarnt worden war, er solle ja kein Schießgewehr anrühren, so nahm er doch die Flinte vom

Baume herunter. Sie probirten die Flinte mit dem Ladstock, ob sie geladen sey. Der Ladstock gieng aber ganz hinein, und sie glaubten sich Alle überzeugt, daß das Gewehr leer sey. „Nun“ — sagte Gotthilf — „stellt euch ein Mal in die Ordnung. Dann soll ein Jeder schießen, und der, den er geschossen hat, darf wieder auf ihn schießen.“ Gotthilf stellte sich zu unterst an der Reihe. Sie stiegen an, und Jeder zielte auf den Andern, und drückte ab. Der Hahn gab Feuer. Die Flinte gieng aber nicht los. Endlich kam die Reihe an Gotthilf. Er zielt auf seinen Nachbar. Dieser bückt sich. „Ey“ — sagte Gotthilf — „eh' ich auf dich schieße, will ich doch lieber den Vogel dort vom Baume herabschießen.“ Er zielt auf den Vogel, und drückt los. Puff! das Gewehr gibt Feuer, die Kugel geht los, und der Ast, den er getroffen, fällt vom Baume herab. — Was das ein Schrecken war unter den Knaben! Aber

Gotthilf hatte in seinem Leichtsinne diese wunderbare Bewahrung bald wieder vergessen, obgleich sein Vater ihm bey dieser Gelegenheit ernstliche Ermahnungen gab.

Ein ander Mal ist Gotthilf mit einigen seiner Kameraden auf einem Spaziergang. Es war in den Herbst-Ferien. Sie waren bis in's Gebirge gekommen, und finden oben einen Bach, der sich über Felsenblöcke in eine tiefe Schlucht hinunterstürzt. Sie klettern an den steilen Seitewänden dieser Schlucht herum, und entdecken unter einer Steinplatte, die aus der Wand hervorsticht, ein Vogelneest. „Wer ist so leck, und holt dieses Vogelneest hervor?“ ruft der wilde Erdmann. Wo es darauf ankommt, der Erste in einer Sache zu seyn, da bleibt Gotthilf nicht zurück, wenn er gleich sonst nicht gerade zu den Berwegenen gehört. Er besinnt sich daher nicht lange, und ruft: „ich.“ Die Andern warnen ihn; aber er und Erdmann legen sich auf den Bauch,

und rutschen so auf die Steinplatte hinaus, bis sie das Vogelneest erlangen können. Es war leer. Sie ziehen sich langsam zurück, stehen dann auf, und klettern wieder an der Wand empor. Als sie oben sind, sehen sie noch ein Mal zurück. „Es ist doch ein Wunder“ — sagte Gotthilf — „daß die Steinplatte uns Beide hat tragen können, sie sieht doch gar nicht so stark aus.“ Er nimmt einen kleinen Stein, der nicht schwerer war als vier Loth, und wirft ihn hinab auf die Steinplatte, und siehe da! die Steinplatte bricht ab, und stürzt mit Gepolter in den Abgrund hinab. „Was habt ihr gemacht?“ — sagten die Andern voll Entsetzen — „wie leicht hätte der Stein mit euch brechen können, und ihr wäret da unten in tausend Stücke zerschmettert worden!“ — Gotthilf sah es wohl ein, wie nahe er dem Tode gewesen, und dankte im Stillen dem Gott, der ihn gerettet hatte, nahm sich auch vor, er wolle von nun an

wieder anfangen zu beten. Aber er hat sein Versprechen nicht gehalten. Selbst der wilde Erdmann war so ergriffen von dieser augenscheinlichen Rettung aus Lebensgefahr, daß er sagte: „diesmal hat Gott ein Wunder an uns gethan. Wir haben's nicht verdient!“ Aber dabey blieb es auch.

Die Zeit kam nun herbey, daß Gott-hilf sollte zur Confirmation vorbereitet werden, und da der Unterricht von einem alten frommen Prediger ertheilt wurde, so hofften seine Eltern, diese an so vielen Menschen gesegnete Zeit werde ihrem verirren Sohne auch einen Segen bringen, daß er seinen Abfall herzlich bereue, und auf den Weg der kindlichen Einsalt und Liebe zurücklehre. Anfangs freilich wollte Gott-hilf auch bey dieser Veranlassung nur immer zeigen, daß er mehr wisse als die Andern. Vorlaut antwortete er auf jede Frage, und machte sich oft auch eine Freude

daraus, zu warten, bis er sah, daß die Andern nicht antworten konnten, um dann mit einem selbstgefälligen Tone seine Meinung zu sagen. — Als aber der Prediger merkte, daß es ihm bloß darum zu thun sey, seiner Eitelkeit zu pflegen, nicht etwas zu lernen; so redete er ernstlich mit ihm, und verbot ihm, eine Antwort zu geben, wenn er nicht namentlich dazu aufgerufen werde. Dieß machte einigen Eindruck auf ihn, und da er nun genöthigt war, mehr zu hören; so kam ihm dann auch Manches zu Ohren, was den Weg zum Herzen fand, und ihn wenigstens zum Nachdenken brachte. Am Confirmations-Tage selbst war er sehr gerührt, er erkannte seine Verirrung, und bereuete sie mit Thränen, faßte auch den Vorsatz, ein ganz anderer Mensch zu werden, hat seinen Vater, seine Mutter, und seine Schwester um Verzeihung wegen aller Beleidigungen, die er ihnen in den letzten Jahren angethan, und

wegen alles Kummers, den er ihnen häufig verursacht hatte. Kurz seine Eltern freuten sich, und dankten Gott, als sie sahen, daß er so einen guten Anfang zu seiner Umkehr gemacht hatte.

Um diese Zeit machte Gotthilf Bekanntschaft mit einem Manne, der lange Zeit in England gewesen, und nun bey einem Nürnberger Kaufmann Buchhalter war. Auf einem einsamen Spaziergang in der Nähe der Stadt hörte er auf ein Mal in einem Gebüsch eine schöne Mannsstimme das liebliche Lied eines norddeutschen Dichters singen, das so lautet:

Frühlingshimmel, Märzenschnee! *)
 Ey mir ist so wohl und weh.
 Silberdeck' ruht überall,
 Hüllt in Segen Berg und Thal;
 In die Tiefe, in das Grab
 Senkt sich fruchtend Thau hinab.

*) Die Melodie hierzu s. in den „Sechzehn Liedern 1c.“ S. 2. Stuttgart bey J. F. Steiner's Kopf.

Leberblümchen, Kellerhals
 Achten nicht des Flockenfalls,
 Blüh'n so lieblich, hell und rein,
 Läuten schon den Festtag ein.
 Frühling heißt das hohe Fest,
 Und fein Diener ist der West,
 Weil er keine Blätter sieht,
 Spielend er durch Locken zieht.
 Zeisig, Mais, und Distelfink
 Schlüpfen durch die Zweige flink,
 Und der Lerchen frommer Chos
 Singt zum Himmel sich empor.
 Liebe Kindlein, roth und blaß,
 Drücken sich an's Fensterglas,
 Bis hinaus in Licht und Luft
 Sie das erste Weilchen ruft.

Gotthilf war von jeher ein Freund von einem schönen Gesang gewesen, und in der jetzigen Stimmung war er besonders empfänglich dafür, weil er dadurch erinnert wurde an die frühe selige Zeit seiner Kindersjahre, die er jetzt so schmerzlich vermisse. Er gieng daher auf das Gebüsch zu, und fand darin den Buchhalter Liedermann, den er früher nie gesehen hatte. Liedermann

war ein großer Freund von Kindern, ob er gleich selbst unverheirathet war; er freute sich also, Gotthilf zu sehen, und ließ ihn neben sich auf eine Grasbank sitzen, die er sich schon lange gemacht hatte. Nachdem er ihn um seinen Namen und seine Eltern gefragt; so freute es ihn sehr, als er hörte, daß Gotthilf eine Freude am Singen habe; denn er selbst hatte den Gesang ungemein lieb. „Wenn wir ein schönes Lied singen“ — sagte er — „so sind wir ganz andere Menschen, wie wenn wir einen Schuh oder zwey über der Erde ständen. Ein Geiziger, ein Neidiger, ein Zänker, die können nicht singen, es geht nicht aus der Tiefe bey ihnen, es ist nur Kopfstimme, keine Bruststimme. Wer vom Herzen weg ein frommes Lied singen kann, dem ist noch zu helfen, er mag noch so sehr verirrt seyn.“ Bey diesen Worten wurde Gotthilf roth, es fiel ihm ein, daß er schon lange nicht mehr gesungen hatte, und er hätte es gern

gleich probirt, ob er noch vom Herzen singen könne, wenn sich's nur geschickt hätte. Um seine Verwirrung zu verbergen, bat er Hrn. Liedermann, ihm noch ein Lied zu singen. Dieser war gleich bereit, und sang folgendes Lied:

Die Kinder in dem Wald,
oder
die Trauer-Geschichte von Norfolk.*)



Hört nun die Trauer-Botschaft an**),
Die ich berichten will,

*) Aus dem Englischen.
**) Die Melodie hiezu s. in den „Sechzehn Liedern“ S. 12. Stuttg. bey Steinkopf.

Ihr Alt = und Jungen, Kind und Mann,
 Seyd aufmerksam und still.
 Ein Wiedermann in Engelland,
 Und wohnhaft in Norfolk,
 Von gutem Leumund, edlem Stand,
 Und angesehen im Volk;

Der starb, wie sehr man sich bemüht,
 Den Tod zu weisen ab,
 Und neben ihm sein Weib verschied:
 Sie ruh'n in Einem Grab;
 Die Liebe knüpfte ihr Geschick
 Im Leben und im Tod.
 Zwey Kindlein ließen sie zurück
 In dieser Erdennoth.

Der Ältere hold und zierlich war,
 Und kaum fünf Jahre alt;
 Das Mädchen jünger noch ein Jahr,
 Von lieblicher Gestalt.
 Der Vater ließ dem kleinen Hein —
 (Es wurde nachher kund) —
 Wenn er erwachsen würde seyn,
 Das Jahr dreyhundert Pfund. *)

Und Hannchen, seinem Töchterlein —
 Fünfhundert Pfund in Gold; **)

*) 3300 fl.

**) 5500 fl.

Das sollte ihre Mitgift seyn,
 Wenn sie einst freyen wollt.
 „Und kommt der Tod die Kinder an,
 Eh' sie erwachsen sind,
 So soll ihr Dunkel Alles ha'n“ —
 So hieß das Testament.

„Nun, Bruder“ — war sein letztes Wort,
 „Die Kindlein sind nun dein;
 Sorg' du für Hein und Hannchen dort,
 Sie stehen jetzt allein.
 Dem Vater drohen und dir hier
 Befehle ich sie an:
 Nur kurze Zeit noch, glaube mir,
 So ist's mit uns gethan.“

„Mit Vater = und mit Mutter-Treu'
 Sollst du für sie dich mäh'n,
 Und Gott steh' meinen Waisen bey,
 Wann ich gestorben bin.“ —
 D'rauf spricht die Mutter noch bewegt,
 Eh' sterbend bricht ihr Blick:
 „In deine Hand ist nun gelegt
 Der Kinder Noth und Glück.“

„Und pflegst du sie in deinem Schoos,
 So gibt dir Gott den Lohn;
 Versäumst du sie gewissenlos: —
 Gott sieh'r's auf Seinem Thron.“

Sie gab mit Lippen kalt und Bleich
Dem Kindlein einen Kuß:
„Ihr Herzens-Kinder, Gott mit Euch!“
Hier strömt ein Thranenguß.

Die Sterbenden beruhigte
Des Bruders Hand und Mund:
„Am Eurer Kleinen Wohl und Weh
Sorgt nicht zur letzten Stund'.
Es wolle Gott in Ewigkeit
Mir nimmer gnädig seyn,
Thu ich den Kindern je ein Leid,
Wenn Euch das Grab schließt ein.“

Die Eltern waren todt und fort;
Er nimmt die Kinder heim,
Und reichlich sättigt er sie dort
Mit Milch und Honigseim.
Doch währt dieß kaum ein ganzes Jahr,
So löstet ihn ihr Geld,
Und denkt er d'rauf, dieß liebe Paar
Zu schaffen aus der Welt.

Zwey Mörder dinget er um Gold,
Mit Herzen wild und kalt,
Sie sollten diese Kindlein hold
Umbringen in dem Wald.
Sein Weib er bald belogen hat,
Als wär' es so gemeint,

Zu bringen sie in eine Stadt
Zu einem guten Freund.

Die lieben Kleinen ziehen ab,
Sich miteinander freu'n,
Und reiten fröhlich tripp und trapp
Tief in den Wald hinein.
Sie schwätzen lustig fort und fort
In heiterm Kindersinn
Mit denen, die zu ihrem Mord
In Waldes Dickicht zieh'n.

So daß ihr kindlich Plandern gar
Der Mörder Herzen schmelzt,
Und heiße Angst sich wunderbar
Auf ihr Gewissen wälzt.
Der Eine aber, härtern Sinn's,
Vertreibt die Angst mit Hohn,
Er denkt des reichlichen Gewinn's
Von seinem Mörderlohn.

Der And're sezet sich zur Wehr
Für dieser Kindlein Blut:
Die Schwerter blinken hin und her;
Er kämpft mit wack'rem Muth,
Und seines Armes starker Hieb
Fällt auf den Unhold schwer;
Im dunkeln Wald er liegen blieb.
Die Kindlein bebten sehr.

Er an der Hand die Kindlein nahm,
 Und führt sie durch den Wald.
 Ihr Aug' in heißen Thränen schwamm;
 Er aber stillt sie bald.
 So zieh'n sie eine Stunde schier,
 Der Hunger kam mit Macht.
 D'rauf spricht er: „Bleibt ein Weilchen
 hier,
 Bis ich euch Brod gebracht.“

Und Hand in Hand die Kindlein geh'n
 Bergauf, bergab den Pfad;
 Den Mann sie nimmer kommen seh'n
 Mit Speise von der Stadt.
 Von Brombeersaft ihr holder Mund
 Wohl schwarz gefärbet schien,
 Und wenn die Nacht am Himmel stund;
 So saßen sie, und schrie'n.

Sie zogen, bis von ihrem Harn
 Der Tod sie machte los,
 Und Eines in des Andern Arm
 Entschlief auf grünem Moos.
 Niemand das liebe Pärchen hie
 Hinuntergrub zum Staub;
 Rothkehlchen endlich deckten sie
 Aus Mitleid zu mit Laub.

Von da an brach auch Gottes Zorn
 Schwer auf den Dufel ein.
 In Angst und Furcht war er verlorn,
 Und schwebt in Hölle'npein.
 Die vollen Scheuren brannten ab,
 Die Felder giengen ein,
 Das Vieh ward krank, und fiel in's
 Grab:
 Nichts hatte mehr Gedeih'n.

Zwey seiner Edhne starben schnell
 Im Lande Portugall;
 Das Elend trat an Reichthums Stell,
 Und Mangel überall.
 Sein ganzes Gut war bald versetzt,
 Eh' sieben Jahr' dahin;
 Er selbst ward in den Thurm gesetzt,
 Und saß und starb darin.

Die schöne Stimme, mit welcher Hr.
 Liedermann dieß Lied sang, und der In-
 halt des Liedes machte einen rechten Ein-
 druck auf Gotthilf's Herz. Er erinnerte
 sich, wie vor mehreren Jahren seine Mut-
 ter einmal so krank gewesen war, und auch

ihre Kinder hatte vor ihr Bett kommen lassen, und wie sie da Alle so geveint, und ihr alles Gute versprochen hatten. Und dann hatte Gotthilf mit Gondchen so ernstlich gebetet, und die Mutter war wieder gesund worden, und ach! — das fiel ihm jetzt schwer auf's Herz, er hatte nicht gehalten, was er damals dem lieben Heiland versprach. Deswegen machte dieses Lied so einen Eindruck auf ihn, weil sein Herz jetzt ohnedies weich gestimmt war. Hr. Liedermann gab ihm noch einige gute Ermahnungen, und nahm dann Abschied von ihm.

Indessen war Gotthilf aus der Schule ausgetreten, und sein Vater übergab ihn einem Freunde, dem Kaufmann Knell, damit er bey diesem die Kaufmannschaft erlernete. Hr. Glimm that dieß deswegen, weil er dachte, eine solche Verände-

rung würde für seinen Sohn sehr heilsam seyn können, er würde sein elterliches Haus wieder besser schätzen lernen, und in der Zucht des Hrn. Knell zu der Einsicht kommen, daß seine Eltern nie etwas Unbilliges von ihm gefordert haben. Ueberdies kannte Gotthilf's Vater Hrn. Knell als einen rechtschaffenen und geschickten Mann, und konnte ihm daher ruhig seinen Sohn anvertrauen. Wirklich gieng es auch von Anfang herein sehr gut. Die guten Vorsätze von der Confirmation her brannten noch lichterloh in Gotthilf's Herzen, er war daher voll guten Willens, sich in die neue Ordnung bey Hrn. Knell zu schicken, war dienstfertig und gefällig, freundlich und gehorsam; und ob er's gleich in diesem Hause sehr gut hatte, so war er doch herzlich froh, wenn ihn der Weg an seinem elterlichen Hause vorbeiführte, und er konnte schnell auf einen Augenblick eintrehen, Mutter und Gond-

chen grüßen, oder wenn er den Sonntag Nachmittag bey und mit den lieben Eltern zubringen konnte. Einige Mal gab's auch in der Woche Gelegenheit für ihn zu einem kleinen Spaziergang, und dann suchte er den Busch wieder auf, wo er gewiß darauf hoffen durfte, Hrn. Liedermann anzutreffen. Gleich das zweite Mal, als Gotthilf zu ihm gekommen war, erzählte ihm Hr. Liedermann, der diesen Abend besonders heiter war,

die Geschichte von dem alten Werner.

„Ich weiß kaum eine größere Freude,“ — fieng Hr. Liedermann an — „als wenn ich einmal unerwartet mit einem Bürger jener Stadt zusammentreffe, „welche die Gründe hat, deren Schöpfer und Baumeister Gott ist““ (Ebr. 11, 10.). Diese Freude wurde mir auch einmal zu Theil,

als ich noch in England war, und ich will dir doch erzählen, wie das zugienge.“

„Es war an einem schönen Abend im August; ich gieng auf meinem gewöhnlichen Spaziergang, die Sonne war eben mit ihrem Glanze hinuntergegangen, und ihre letzten schimmernden Strahlen spiegelten sich in dem ruhigen Strom, der neben der Straße dahin floß; bald stiegen die Sterne über mir an, sich sehen zu lassen, und die Nacht war im Begriff, ihren dunkeln Mantel über die Gegend herzu ziehen, und den müden Arbeiter zur süßen Ruhe einzuladen. Mir fielen die Worte ein aus einem Abendlied:

„Der Tag mit seinem Lichte
flieht hin, und wird zu nichts;
Die Nacht kommt angegangen,
Mit Ruhe zu umfangen
Den matten Erdenkreis“ u. s. w.

„Ich war schon weiter gegangen als gewöhnlich, und wollte jetzt mit stärkeren

Schritten wieder umkehren; da holte ich einen alten Tagelöhner ein, in dem ich sogleich den alten Johann Werner erkannte, den ich zwar oft gesehen hatte, weil er manchmal in die Stadt kam; da er aber weit von mir wohnte, so hatte ich nicht viel von ihm gehört und gewußt. Es war ein ehrwürdig aussehender Greis, seine Wangen waren vom Alter runzlicht, seine Füße zitterten vor Schwäche, seine Haare waren gelblicht durch die brennende Hitze von achtzig Sommern; sein Leib gebeugt durch die große Last der Jahre, und der Saft, der auf seinem Rücken hieng, war gestützt durch einen rauhen Stab; kurz, sein ganzes Aussehen erweckte Achtung und Ehrerbietung."

"Guten Abend, mein Freund!" — sagte ich, als ich auf ihn zukam — "es scheint, Ihr habt schwer aufgeladen."

"Gott dank' Ihnen, Herr!" — erwiderte er — "es geht noch an, ich habe

in meinem Leben manchen schwereren getragen."

Ich sagte darauf: „Wir haben Alle eine Last zu tragen während unserer Lebenszeit, und wenn auch der Eine schwerer trägt als der Andere, so ist doch Keiner hier unten auf Erden ganz ohne alle Sorge.“

„Das ist so, mein Herr! aber am Ende haben wir doch die schwerste Last in unserem Inneren.“

„Ja freilich, Johann! die Verkehrtheit unserer Herzen ist die beschwerlichste Last, die man je zu tragen haben kann; aber Ihr wißt ja, daß es Einen gibt, der den Mühseligen und Beladenen Ruhe geben kann.“

„Ach, mein Herr! Wenige können so schwere Erfahrungen durchgemacht haben als ich, und doch hat mich unter allen diesen Erfahrungen der treue Jesus immer unterstützt.“

„Ja,“ — sprach ich — „Er ist unser bester, unser einziger Freund unter allen Anfechtungen dieses Lebens, eine feste Burg im Ungewitter, und ein Rettungsplatz im Sturm.“

„Ich weiß es, mein Herr! ich weiß es, ich hab's immer so erfahren. Ich bin jung gewesen, und alt geworden, und Er hat mich nie verlassen. O Herr! was wäre mein Leben gewesen, wenn ich den lieben Heiland nicht gekannt hätte! Ich habe in meinem Leben wenig mehr als Mühe und Elend gehabt; aber ich blicke vorwärts auf die Zeit, wo ich bei Jesus seyn und nicht mehr sündigen werde.“

„Diese Hoffnung ist es,“ — sagte ich — „welche den Christen mit allen Müheligkeiten dieses Erdenlebens ausföhnt; er weiß, daß Seligkeit folgt auf seine Angst, und daß dieser Zeit Leiden schafft eine ewige und über alle Maaßen wichtige Herrlichkeit.“

Wir redeten so mit einander, bis wir an einen Fußweg kamen, der zu dem Dorfe des Alten führte. „Lebet wohl, Johanna!“ — sagte ich — „wir müssen uns jetzt trennen; aber

Droben in dem Land des Licht's
Weiß man von der Trennung nichts.“

Er drückte mir die Hand, und gieng seines Weges. Kaum hatte mich mein Gefährte verlassen, als ich die Veränderung bemerkte, welche seit wenigen Minuten vorgegangen war; der Abendschein der untergehenden Sonne war erloschen, kein einziger Stern funkelte am Himmel, und die dunkeln Wolken, welche über mir aufstiegen, zeigten einen nahen Sturm an. So ist's auch, dachte ich, auf unserem Pilgerwege durch diese Angstwelt, heitere und trübe Aussichten, Beysamenseyn und Trennung, Freude und Schmerz wechseln mit einander ab; rechnet Alles zusammen, was

wir auf Erden haben, so wird man wohl sagen müssen:

„Zu niedrig baut der Mann,
Der unter die Wolken baut.“



Bald nachher machte ich dem alten Werner einen Besuch. Seine Hütte liegt in einem kleinen Thale, ungefähr eine Stunde von der Stadt, in welcher ich damals wohnte. Sie hatte nichts Empfehlendes als ihre Reinlichkeit, und man sah wohl, daß ihre Bewohner nicht viel mehr haben als die nothwendigsten Lebens-Bedürfnisse; mir aber war sie schätzbar als

der Wohnort eines Erben der Herrlichkeit, der bestimmt ist, zu der unzählbaren Schaar derer zu kommen, welche ein ewiges Hallelujah bringen Dem, der auf dem Thron sitzt, und dem Lamm (Offenb. 7, 9. 10). — Der gute alte Mann kannte mich gleich wieder, und grüßte mich mit aufrichtiger Freude; er saß in einem Arm-sessel, der noch viel älter war als er selbst; sein Hund lag zu seinen Füßen; ihm gegenüber saß seine Tochter, eifrig mit Nähen beschäftigt, sie war die einzige Stütze seines Alters, sah aber so kränklich aus, daß man wohl denken konnte, sie werde nicht mehr lange so da sitzen. Auch von Innen sah die Hütte so reinlich aus wie von Außen, und der geordnete Zustand, den man bey Allem wahrnahm, zeigte hinlänglich, daß der Fleiß in diesem Hause regiere.

„Guten Abend, mein lieber Freund!“
— sagte ich. — „Ich komme, Euch zu besuchen nach meinem Versprechen.“

„Ach, mein Herr! Sie sind gar zu gut; daß Sie so arme Leute, wie wir sind, besuchen mögen.“

„Ey,“ — sagte ich — „wenn wir Mitgenossen der himmlischen Familie sind, dann ist nicht viel Unterschied zwischen uns.“ Mit diesen Worten setzte ich mich neben ihn. Für eine Seele, die den Werth des Evangeliums kennt, und seine Kraft erfahren hat, ist es etwas außerordentlich Erfreuliches und Lehrreiches, mit einem alten Nachfolger Jesu in's Gespräch zu kommen, der nach vielen Mühseligkeiten und Beschwerden seines Prüfungszustandes sich täglich auf die Erlösung von den Fesseln des Erdenlebens freut, und auf die selige Flucht zum ewigen Erbtheil. Das Evangelium verkündet auch den Abend des Lebens, und hebt die Seele dem Himmel zu, während der äußerliche Mensch von Tag zu Tag verweset. In solchen Augenblicken, wenn die altersschwa-

che Stimme nur noch mit Stammeln das Glück der Seele bezeugt, und die Gewißheit ihrer Hoffnungen: — o wer fühlt da nicht den großen Werth des Evangeliums, wer möchte da nicht in die Bitte Bileams einstimmen: „„Laß mich sterben den Tod dieses Gerechten, und mein Ende sey wie sein Ende!““

„Wenn Ihr Euch erinnert“ — sagte ich, nachdem wir vorher einiges Andere gesprochen hatten — „als wir damals mit einander giengen, so habt Ihr geäußert, es haben Wenige so schwere Erfahrungen durchgemacht wie Ihr. Es wäre mir sehr angenehm, eine kurze Erzählung Eurer Lebensgeschichte zu hören.“

„O mein Herr! ich kann mit dem guten alten Jakob sagen: „wenig und bbe ist die Zeit meines Lebens“; aber Jakobs Gott ist auch mein Gott gewesen; Er hat mich niemals verlassen.“ Er erzählte:

„Mein Vater und meine Mutter waren beide ehrbare und gottesfürchtige Leute; sie wußten, was Religion ist, und suchten ihre Kinder in der Furcht des Herrn zu erziehen; aber ach, mein Herr! ich beherzigte ihre Ermahnungen nicht, ich war verhärtet in dem Betrug der Sünde, und mein junges böses Herz verleitete mich frühzeitig auf die Wege der Thorheit und des Verderbens. Ich gieng nie in die Kirche, las nie in meiner Bibel, betete nie auf meinen Knieen. Das Bierhaus war mein gewöhnlicher Aufenthalt, und Spielen und Trinken mein einziges Vergnügen. Des geht mir ein Stich durch's Herz, wenn ich daran denke, wie ich meine armen Eltern betrübte. Unwillig über alle ihre Ermahnungen, wurde ich von Tag zu Tag schlimmer, und bekümmerte mich um Gott und Menschen nichts. Eines Tages, da ich bey meinen noch schlechteren Kameraden war, die nur auf Unheil ausgiengen,

wollten wir einem armen Weibe ihre Fähigkeiten stehlen; wir wurden aber über dem Diebstahl ertappt, vor das Amt gebracht, und zur Strafe einen Monat lang in's Zuchthaus gesperrt. Da fieng ich nun an, über meine bösen Wege nachzudenken, und faßte den Entschluß, wenn ich wieder herauskomme, wolle ich ein besseres Leben anfangen. Ich hielt auch mein Wort, gieng nicht mehr in's Bierhaus, verließ meine bösen Kameraden, gieng regelmäßig in die Kirche, und meinte schon, ich sey recht brav geworden; aber ach, mein Herr! ich kannte die Verdorbenheit meines Herzens noch nicht, ich verstand nicht die Worte unseres Heilandes: „Ihr müsset von Neuem geboren werden.“ Bald nachher verheirathete ich mich, und suchte mir durch angestrengte Arbeit etwas zu erwerben. Es gieng Alles ganz nach Wunsch ungefähr vier Jahre lang. Ich hatte zwey Kinder, und ein drittes zu erwarten; aber

gegen das Ende dieses Zeitraums fieng ich wieder an, meine vorigen thörichten Wege zu wandeln, in's Bierhaus zu gehen, mich zu betrinken, und meine Arbeit zu vernachlässigen. Alles, was meine arme Frau mir vorstellte, vermochte nichts über mich; ich verschwendete jedes Stücklein Geld, das ich erübrigen konnte, und ließ meine arme Familie fast Hungers sterben. O Herr! das Menschenherz ist ein sehr betrügerisches Ding, und unbeschreiblich verdorben. Eines Tages saß ich im Wirthshause, hatte viel getrunken, und war ganz benebelt. Es wurde vom Wettrennen gesprochen; ich machte mich groß mit meiner Geschicklichkeit im Reiten, und wettete mit Einem, der neben mir saß, zwey Kannen Bier, daß ich ihm vorreiten wolle. Zwey Reitknechte liehen uns ihre Pferde. Kaum war ich aber draußen vor dem Thore, so verlor ich das Gleichgewicht, und that einen schweren Fall auf den Boden. Man hob

mich auf, und trug mich in's Haus; sie hielten mich Alle für todt. Meine Hirnschale war verlegt, mein Arm in zwey Stücke gebrochen, meine linke Seite ganz mit Blut unterlaufen, und im Gesicht war eine schwere Verwundung. O mein Herr! wie schrecklich wäre es gewesen, wenn ich in diesem Zustande hätte sterben müssen! Lobe den Herrn, meine Seele! — Es wahrte fast ein halbes Jahr, ehe ich von diesem Fall wiederhergestellt wurde; aber es gefiel dem Herrn, mir unter dieser Zeit die Verdorbenheit meines Herzens zu offenbaren, und mir zu zeigen, in welch' einem gefährlichen Zustande ich mich befand. Meine Sünden traten mir vor die Seele, und ich kam mir als der verruchteste Bbsewicht vor; aber der Herr war sehr gnädig gegen mich. O wie soll ich Ihm alle Seine Wohlthaten gegen einen so unwürdigen Sünder vergelten! Als ich wieder gesund war, konnte ich durch anhaltendes Arbeiten

mir und meiner Familie den nöthigen Unterhalt erwerben, und war so glücklich, als ich es nur wünschte; aber Sie wissen, mein Herr! der Mensch ist zu Leiden geboren. Ich erwachte einmal in der Nacht, und bemerkte, daß das Zimmer voll Rauch war. Ich sprang aus dem Bette, weckte mein Weib, und als ich die Thüre aufriß, schlugen mir die Flammen in's Gesicht. Ich sprang durch sie hin in die nächste Kammer, wo meine Kinder mitten unter dem Feuer schliefen, und rettete unter der größten Todesgefahr eines um das andere, bis ich, wie ich glaubte, alle in Sicherheit gebracht hatte. Mit inniger Dankbarkeit sah ich diese nackten, erschrockenen, kleinen Geschöpfe an; aber wer schildert mein Entsetzen, als ich gewahr wurde, daß eines von denselben fehlte. Plötzlich sprang ich noch einmal in's Feuer hinein, und während das Strohdach in hellen Flammen stand, und das Gebälke furchtbar krachte, konnte

ich es mit der größten Noth noch herausreißen. Aber ach, mein Herr! stellen Sie sich meinen Schrecken vor, als ich sah, daß es todt war! — Ja, es war todt, zwar nicht verbrannt, aber vom Rauch erstickt. Das war zu viel für uns; halb entseelt saßen wir da, und sahen dem Feuer zu, wie es unsere ganze kleine Habe verzehrte. Bis auf diese Stunde weiß ich so wenig als Sie, wie dieß Feuer entstanden ist. O das war ein großer Jammer; aber, Gott sey gelobt! Er verließ mich und mein liebes Weib in unserm Elend nicht. Damals lernten wir den Werth der Gottseligkeit erst recht kennen; das Vertrauen auf Gott war unser einziger Trost, und wir brauchten keinen andern. Mit der Hülfe Gottes und meiner Freunde konnte ich mich bald nachher hier in dieser Hütte niederlassen, und war eine Zeitlang glücklicher, als ich es verdiente; aber ich sollte nun einmal kein anhaltendes Glück genießen. Es war

ein Fieber in der Gegend ausgebrochen; einer von meinen kleinen Knaben wurde davon angesteckt, und in einer Woche mußte ich drey meiner Kinder zu Grabe begleiten. O das schnitt tief in unsere Herzen ein; aber auch da durften wir die Wahrheit der kostbaren Verheißung erfahren: „Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen.“ — Jedoch die schwerste Erfahrung sollte noch kommen. Kaum fiengen die Blumen auf den kleinen Gräbern meiner Kinder an zu welken, so gebar meine Frau ihr sechstes Kind; aber ach, mein Herr! an dem Tage, wo ich wieder einen Sohn bekam, verlor ich mein geliebtes Weib; sie starb zwey Stunden, nachdem das Kindlein geboren war, welches ihr auch gleich darauf nachfolgte. So verlor ich Alles, was auf der Erde einen Werth für mich hatte. Dieses Kind“ — hier deutete er auf seine Tochter — „ist Alles, was mir von sechs Kindern übrig geblieben ist, und mein un-

gläubiges Herz will oft unzufrieden seyn, wenn ich an die denke, die drüben sind. Aber gelobt sey Gott! ich kann Ihn jetzt preisen; Er hat mich durch all' meinen Jammer bis hieher gebracht, und ich weiß, daß der treue Jesus mich auch jetzt nicht verlassen wird.“ — Bey diesen Worten brach dem guten alten Mann die Stimme, und Thränen standen in seinen Augen.

„Eure Erfahrungen sind sehr schwer gewesen“ — sagte ich — „aber die gute Hand Gottes hat Euch wundervoll geleitet. Wohl sagt daher der Psalmist: „„Gefegnet ist, der sich auf den HERRN verläßt.““ Nun ist auch die Zeit nicht mehr ferne, da Ihr Ihn sehen werdet, wie Er ist, und Ihn preisen nach Herzenslust.“

„O Herr! das ist's, was mich erfreut. Seyd willkommen, willkommen, ihr leyten Stunden! Ich sehne mich, davon zu eilen. Nicht lange, ich fühle es, nicht lange mehr wird es wahren.“

„Ja“ — sagte ich — „ich hoffe, wir werden Alle dort wieder zusammenkommen, wo Gott abwischen wird die Thränen von unsern Augen, wo nicht mehr Leid noch Geschrey noch Tod seyn wird.“

„Gott gebe es!“ erwiederte der Alte, und ich nahm Abschied, und eilte nach Hause.

Einige Zeit lang hörte ich nichts mehr von den lieben Leuten; auf einmal aber kam die Nachricht, die arme Maria, des alten Werners Tochter, sey dem Tode nahe. Ich eilte hinaus in das Dörflein. Der alte Mann kam bald. Ich fragte nach dem Befinden seiner Tochter. Er brach in Thränen aus, und sagte: „O Herr! sie will nicht länger bey mir bleiben. Schon einige Zeit her befürchtete ich, es möchte mit ihr zu Ende gehen, und so ist es. Aber wie tröstlich ist es, sie so freudig zu sehen! Sie ist ganz bereit zum Sterben. Doch wollen Sie nicht die Treppe herauf kommen?“ — Ich folgte dem ar-

men alten Mann in die Kammer seiner sterbenden Tochter.

„Guten Abend, Maria!“ — sagte ich, und reichte ihr die Hand — „wie geht es dir?“

„Ich bin sehr schwach, mein Herr! aber der Herr stärkt mich.“

„Das ist in der That eine Gnade“ — fuhr ich fort — „einen solchen Freund am Sterbebette zu haben.“

„Ja Herr! das ist's auch, und ich fühle, daß Er bey mir ist, Seine Nähe tröstet mich im finstern Thale.“

„Möchtest du gern noch länger leben, Maria?“

„Ich fühle“ — sagte sie — „daß ich nicht mehr lange leben werde; ich werde bald droben seyn bey meinem Heiland in der seligen Welt. O wie sehne ich mich dorthin!“

Dort werde ich Sein Antlitz seh'n,
Und nimmer, nimmer sündigen,
Dort trink' ich aus dem Gnadenfluß
Unendlich seligen Genuß.

O mein Herr! ich möchte mein Sterbebett
nicht mit dem Thron einer Königin ver-
tauschen."

Bei diesen Worten fieng der arme
alte Mann an, laut zu schluchzen, bedeck-
te sein Gesicht mit den Händen, und gieng
hinaus.

"O Herr!" fuhr nun Maria fort,
"das, das ist meine einzige Sorge; wenn
ich sterbe, so hat mein alter Vater kein
Kind mehr, ihn zu verpflegen."

"Gott wird für ihn sorgen," — sagte
ich — "Er ist der, welcher hebt und trägt
bis in's Alter."

"Ich weiß es, mein Herr! ich weiß
es; aber es ist doch ein großer Kummer
für mich, ihn so alt und schwach zurück
zu lassen. Doch Gottes Wille geschehe!

Wir

Wir werden nicht lange getrennt seyn.
O das wird ein seliges Zusammenkommen
seyn, auf welches keine Trennung mehr
folgt, bei den Engeln, bei Gott, und
bei meinem geliebten Jesus zu leben!
O wie sehne ich mich, Ihn zu schauen!
Der Tod hat gar nichts Schreckliches für
mich. Ich kann sagen: Tod, wo ist dein
Stachel!"

Ich erwiderte: „Es könnte vielleicht
länger währen bis zu deiner Erbsung, als
du erwartest, doch nicht länger, als es
dein himmlischer Vater für gut findet;
warte geduldig auf Ihn, und lerne dich
Seinem Willen unterwerfen.“

„Das ist's, um was ich bitte," —
sagte sie — „denn ich fürchte, ich möchte
zu ungeduldig seyn. Herr, hilf mir sa-
gen: Dein Wille geschehe!“

Da ihr das Reden so große Anstren-
gung kostete, so nahm ich Abschied: „Lebe

wohl, Maria! Gott sey mit dir, dich zu stärken und aufzurichten!“

„Leben Sie wohl, guter Herr!“ — sagte sie — „ich hoffe, ich werde Sie in dieser Welt wiedersehen; wo nicht, in einer bessern.“

Ich blickte sie noch einmal an, verbars meine Thränen, wandte mich um, und sah sie nicht mehr.

Der arme gebeugte Vater wartete unten auf mich. Er ergriff meine Hand! Thränen rollten über seine gefurchten Wangen herab; er wollte sprechen, aber vor Schluchzen konnte er nicht. Ich drückte ihm schweigend die Hand, und gieng fort.

Nach zwey Tagen bekam ich die Nachricht, daß die fromme Maria in die ewige Heimath eingegangen sey.

„Ich will dir diese Geschichte ein andermal vollends erzählen,“ — sagte Hr. Liedermann zu Gotthilf — „die Erinnerung daran verwundet immer noch mein Herz,

oder reißt vielmehr die alte Wunde wieder auf. Lieber sing' ich dir jetzt noch ein Lied, das dir auch gefallen wird.“ — Er sang

das Lied von den zwey Kindelein
in Holland.



Hoch in den Lüften schallte
Der Lerchen Fest-Gesang,
Das goldne Saatsfeld wallte
Den Morgenwind entlang,
Die Halme legten dichter
Sich an einander an;
Viel fröhliche Gesichter
Der Ernd't entgegen sah'n.

Und an dem Sabbathmorgen,
Im hellen Sonnenschein,
Ausruhend von den Sorgen,
Die in der Woche schrei'n,
Zog froh die Christenmenge
Dem Kirchlein Gottes zu,
Durch fromme Lob-Gesänge
Zu feyern ihre Ruh'.

Da in des Kornfeld's Mitte,
Durch das der Weg sich schlingt,
Stand einsam eine Hütte,
Von grünem Busch umringt.
Den frommen Leuten d'rinnen
Zwey Kindlein Gott verlieh:
Von außen und von innen
Das holde Paar gedieh'.

Und als vom Kirchturm d'raben
Der Glockenton erklang,
Da waren sie auch hüben
Bereit zum Kirchengang.
Sie küßten ihre Kindlein
Mit zartem Liebesblick:
„Nun habt Geduld zwey Stündlein,
Dann kommen wir zurück.“

Hin wallten Beid' andächtig,
Als ob's gen Himmel wär';

Die Sonne strahlte prächtig
Von Thurmes Zinnen her;
Und in den reichen Saaten
Da saß manch' Vögelein,
Das Gottes große Thaten
Erhob mit lautem Schrei'n.

Die Kindlein unterdessen
Im einsamen Gemach
Nicht lange sind gefessen,
Zu eng ist's unter'm Dach.
Es zieht sie zu den Blumen
Hinaus in freye Luft,
Wo laut die Bienen summen
Um voller Kelche Duft.

Die weißen Kleiderchen knüpfsten
Hellblaue Bänder fein,
Die Kindlein munter hüpfsten
Als wie die Engelein:
Und als die Zeit vorüber,
Geendigt war das Spiel,
Zum Kirchtenthurm hinüber
Sie blickten oft und viel.

Zwey Stündlein sind vergangen,
Die Eltern kommen nicht.
Da treibt sie das Verlangen,
Und die Geduld die bricht.

„Komm“, sagte Ein's zum Ander'n,
„Wir woll'n entgegen geh'n!“
Und Beide trippelnd wandern,
Und nach den Eltern spä'h'n.

Doch bald sie sich verirren,
Sie augeln her und hin,
Wie da die Lerchen schwirren,
Wie dort die Ebrche zieh'n;
Wie neben ihrem Tritte
Die Wegewarte blaut,
Dort aus der Aehren Mitte
Die rothe Schnalle schaut.

Und als auf ihrem Gange
Der letzte Fußpfad schwand,
Da werden sie nicht bange,
Weil's hier voll Blumen stand.
Ewanen seh'n sie glänzen
So himmelblau und klar,
Und flechten sie zu Kränzen,
Und winden sie in's Haar.

So zieh'n sie immer weiter
In's gold'ne Feld hinein,
Und ohne Weg und Leiter: —
Wo wird das Ende seyn?
Es schwand die Blumenvonne,
Der Hunger rief nach Brod;

Hianter sank die Sonne,
Und höher stieg die Noth.

Sie gingen durch die Aehren
Bald vorwärts, bald zurück,
Zum Vater heinzukriechen,
Zum heimatlichen Glück.
Doch weil es immer wieder
Nur tiefer gieng hinein,
So legten sie sich nieder,
Und schliefen selig ein.

Und als die Eltern endlich
Dem Kirchgang kamen her,
Da war ihr Schmerz unendlich,
Sie fanden Alles leer.
Die Auren und die Kammen,
Wo sie sich müd' geincht,
Erschallten nun von Jammern
Ob ihrer Kindlein Flucht.

Ihr Firschen ist verachend,
Ehen eh' der Morgen tagt,
Und an dem Mark des Lebens
Der tiefe Kummer nagt.
Zwey lange Wochen schlichen
So schwer dahin wie Mey,
Der Schmerz war nicht gewichen,
Die Erndte gieng vorbei.

Und als die Sichel räumte, —
Horch, was der Schnitter sah!

— Ihm war, als ob ihm träumte —

Zwey Kindlein lagen da,
Wie Lämmlein ungezwungen
Als Opfer am Altar;
Sie hielten sich umschlungen,
Die Kränze um das Haar.



Die Erzählung des Hrn. Liedermann hatte den aufmerksamen Gotthilf sichtbar gerührt, und er begleitete dieselbe bis zu Ende mit stillen Thränen. Seine eigene Geschichte hatte so viel Aehnlichkeit mit der Erzählung des Johann Werner. Ach er war ja auch seinen Eltern so ungehorsam gewesen, und hatte sie so oft und tief

getränkt, und wenn er nun dachte, daß es ihm auch so übel gehen könnte, wie es dem alten Werner in seiner Jugend gieng; so erschrock er vor dem Elend, in das der Leichtsinm den Menschen führen kann, und nahm sich auf's Neue ernstlich vor, er wolle sich recht in Acht nehmen, und über sich wachen, daß er doch nicht wieder in seine vorigen Wege sich verirre. Das war nun Alles gut und schön; aber Eines hat doch Gotthilf dabey zu wenig bedacht, und hat's nachher schmerzlich erfahren müssen. Was meinet ihr wohl?

Sobald Gotthilf wieder einen freien Abend hatte, eilte er hinaus in den Liedersbusch, — so nannte er das Gebüsch, wo Hr. Liedermann jeden Abend anzutreffen war, — denn er war sehr begierig, den Ausgang der schönen Geschichte vollends zu hören. Er mußte noch einige Zeit warten, bis Hr. Liedermann kam. Dieser ließ sich

aber nun nicht lange bitten, sondern fieng gleich an, und erzählte das

Ende der Geschichte des alten Werner.

„Als die gute Maria gestorben war, so besorgte ich dem kinderlosen Vater eine junge Person zu seiner Verpflegung. Er brauchte aber ihre Dienste nicht mehr lange; das letzte Band, das ihn noch an dieses Leben knüpfte, war zerrissen, und nun blieb ihm nichts übrig als die Sehnsucht nach Erlösung von seiner sterblichen Hülle und nach dem Eingang in die ewige Heimath. Ich sah ihn noch einmal, ehe er starb. Als ich mich seiner Hütte näherte, bemerkte ich, wie Haus und Garten so gar anders aussahen, als da Maria noch lebte. Die Jasminbüsche hiengen traurig an den Mauern herab, die Blumenbeete waren mit Unkraut und die Wege mit Gras überwachsen, das ganze Gärtchen schien über den Verlust seiner Pflegerin zu

trauern. Unbemerkt trat ich zu dem alten Manne ein. Er saß in seinem gewöhnlichen Stuhl mit gefalteten Händen, seine Augen gedankenvoll auf das Kaminfeuer gerichtet, sein Hund lag zu seinen Füßen, und blickte betrübt zu ihm hinauf. Der Stuhl, wo Maria einst gesessen, stand noch auf seinem alten Platz, aber war leer; das Mädchen, das dem alten Mann abwartete, war ausgegangen.

„O mein Herr,“ — rief er, als er mich gewahr wurde — „ich freue mich, Sie zu sehen, ich habe oft an Sie gedacht, seit ich Sie das letzte Mal sah. Ach mein armes liebes Kind!“ — er konnte nicht weiter reden —

„Ist erlöst“ — fuhr ich fort — „von allem Jammer, und zur ewigen Ruhe eingegangen.“

Er nahm sich wieder zusammen. „Ja“ — sagte er — „das ist sie, und ich werde ihr bald nachfolgen. O selige, selige

Zeit! Ich habe dieser Welt den Abschied gegeben:

Nichts ist mehr, das mir Freude macht,
Nichts als allein mein Gott.

O mein Herr! wer sollte sich nicht ge-
freut haben, das Ende meines lieben Kin-
des zu sehen! Ihre letzten Worte waren:
„Ich bin fertig.“ — „Ja, theure Seele“ —

Hier übermannte ihn der Schmerz.
Ich hätte ihm gern gesagt, er solle seine
Thränen stillen; aber ich konnte mich selbst
des Weinens nicht enthalten.

„Ich bin nicht unzufrieden mit Gott,“
— fuhr er fort — „Ich danke Ihm dafür.
Er macht Alles wohl.“

Ich erwiderte: „es ist ein großer
Trost für Euch, daß Ihr von der Selig-
keit Eurer Tochter so gewiß versichert seyn
könnet.“

„Von ihrer Seligkeit?“ — sagte er.
— „Wer könnte daran zweifeln? — Nein.
Sie ist gewiß so selig, als man nur im

Himmel seyn kann. — O mein Herr! sie
war ein Kind voll Liebe. Es war ihr nie
wehler, als wenn sie etwas für mich thun
konnte. Ich vermisse sie sehr; aber ich
wünsche sie nicht zurück: denn mein Ver-
lust ist ihr Gewinn. Doch wissen Sie
wohl, das Fleisch ist schwach, sehr schwach!“

„Freulich,“ — erwiderte ich — „und
Jesus will nicht haben, daß wir unsere
Empfindungen kalt und gleichgültig unter-
drücken sollen. Aber Christen sind nicht
ohne Hoffnung, sie sehen schon jetzt hinaus
auf die Zeit, wo alle Thränen sollen ge-
trodnet werden.“

„Ich weiß es,“ — versetzte der Alte
— „ich weiß es. Ich habe achtzig Jahre
in dieser Fremdlingschaft gepilgert, und
blide nun hinüber auf das schöne Kanaan.
— Ich habe meinen Lauf geendigt. —
Komm, Herr Jesus!“ — Bei diesen
Worten faltete er seine Hände und erhob
die thränenvollen Augen zum Himmel.

Sein Hund sprang bey dieser Bewegung an ihm hinauf, und stieß klägliche Töne aus. „Armer Carlo,“ — sagte der alte Mann, und streichelte ihn — „du hast auch eine Freundin verloren.“ Das treue Thier, zufrieden darüber, daß man es beachtet hatte, streckte sich wieder ruhig zu den Füßen seines Herrn nieder.

Ich stand nun auf, um diesem vielgeprüften, aber seligen Christen das letzte Lebewohl zu sagen. Er drückte meine Hand mit inniger Empfindung, und sprach: „Wenn der Segen eines alten Mannes Ihnen irgend etwas nützen kann — möge der allmächtige Gott Sie segnen, Ihren Ausgang und Eingang jetzt und in Ewigkeit!“

„Lebet wohl, Johann!“ — mehr konnte ich nicht sagen, und so schied ich von dem ehrwürdigen Glaubensmann, um ihn hienieden nicht mehr zu sehen. Nicht lange nachher gieng sein seliger Geist in den Ort der ewigen Ruhe ein.

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte Gotthilf gehorcht, und saß nun in ernsthaften Betrachtungen versunken.

„Siehe,“ — sagte Hr. Liedermann — „wie ruhig und selig ein Christ sterben kann. Möchtest du nicht auch gern ein wahrer Christ werden?“

„Freulich,“ — antwortete Gotthilf — „wenn es nur nicht so schwer wäre.“

„Schwer?“ — fuhr Hr. Liedermann fort — „warum schwer? einem so guten und freundlichen Herrn zu dienen, wie Jesus ist? Er gibt ja Kräfte genug dem Unvermögender. Man darf Ihn nur darum bitten.“

Ja, das war's eben, was Gotthilf zu wenig bedachte, daß man sich nicht selber besser machen kann, wenn nicht der Heiland dazu hilft. Er meinte, es sey mit einem guten Vorsatz gethan; aber ihr werdet wohl wissen, wie es mit den guten Vorsätzen geht, man vergift sie so leicht

wieder. So war's auch bey Gotthilf. Im Anfang gieng's noch wohl. Er erinnerte sich jeden Morgen an seinen guten Vorsatz, aber zu einem rechten herzlichen Gebet wollte es bey ihm nicht mehr kommen. Was geschah? Weil er nicht recht mit Freudigkeit beten konnte, so freute er sich auch nicht auf's Gebet, und die Stunde im stillen Kämmerlein, die für das Herz so gesegnet werden kann, war ihm nicht die liebste und süßeste Stunde des Tages. Er mußte sich oft ein wenig zwingen zum Beten, und es war ihm heimlich nicht unlieb, wenn er durch Geschäfte oder andere Störungen vom Gebet abgehalten, oder in demselben unterbrochen wurde. Da konnte es denn geschehen, daß er einen ganzen Tag gar nicht zum Beten kam. Morgens konnte ihn die Trägheit verführen, daß er zu lange im Bette blieb, und die edeln Morgenstunden, die dem Lobe Gottes angehören, verträumte. Wenn er dann

zu spät aufstand, so mußte er eilen, um nur zu rechter Zeit an die Arbeit zu kommen, und die gieng dann den ganzen Tag fort. Ich will nun nicht sagen, daß er auch den Tag über, unter der Arbeit oder auf der Straße, wenn er wohin gieng, nicht manchmal an Gott gedacht, und auch hie und da ein Wort mit Ihm geredet habe; denn das Herz kann sich nicht so auf ein Mal ganz von Gott entfremden, dazu ist die Liebe Gottes zu groß; — aber es ist doch etwas Anderes, wenn man sich ein Mal eine besondere Zeit dazu herausnimmt, wo man im Stillen seine Kniee vor Gott beugt, und ungestört und vertraulich mit Ihm allein redet. Dazu hätte nun freilich Gotthilf auch Abends noch Zeit gehabt; aber wenn er dann auf sein Zimmer kam, so kamen da allerley Entschuldigungen, die ihn am Beten verhinderten. Da war er dann zu müd von der Arbeit des Tages, und dachte, miß so einem schläfrigen Gebet sey

es Gott doch auch nicht gedient, er wolle lieber warten bis morgen früh, wo er wieder frisch und munter sey. Der andere Morgen kam Gotthilf wachte zeitig genug auf, und es fiel ihm gleich wieder ein, was er gestern Abend versprochen hatte; aber es fehlte ihm eben an Lust zum Beten, und weil er gestern das Gebet versäumt hatte, so hatte er auch keinen rechten Muth, vor Gott zu treten, weil er dachte, er müßte sich doch wegen seiner gestrigen Trägheit vor Gott verantworten, und wußte nicht mit was. Indem er das lange hin und her überlegte, kam die Stunde herbei, wo er an die Arbeit gehen sollte, und er war heimlich froh, daß er jetzt keine Zeit mehr hatte zum Gebet. So gieng's von einem Tage zum andern fort, immer fanden sich wieder andere Ausflüchte, und immer wurde es für ihn schwerer, weil seine Schuld gegen Gott immer größer wurde. Zuweilen erschraak er dann recht darüber, daß er so von Gott abkomme, und steng dann auf ein

Mal wieder an zu beten; aber es währte nicht lange, so gerieth Alles wieder in Unordnung. Freilich hatte er dabei keine Ruhe in seinem Herzen, und hätte es gern wieder ernstlicher angefangen; aber wie war das möglich, da man die Kraft zum Guten nur durch's Gebet erlangt, und es bey ihm gerade daran fehlte. Er schob es von einem Tage zum andern und von einer Woche zur andern auf; endlich nahm er sich vor, von seinem Geburtstag an, der nahe war, sollte Alles besser gehen; da wolte er ein ganz neues Jahr und ein neues Leben anfangen, regelmäßig beten, in der Bibel lesen, und vor dem Angesichte Gottes wandeln. Der Geburtstag kam. Er hielt sein Versprechen, betete am ersten und zweiten und dritten und vierten Tage, und war froh, daß Alles wieder im rechten Geleise sey. Am fünften und sechsten Tage kamen Hindernisse. Das machte ihn mismuthig. Seine Ordnung war unterbrochen. Er setzte einen neuen

Termin. In vierzehn Tagen wollte er zum heiligen Abendmahl gehen, und dann auf's Neue ernstlich anfangen. Es gieng wieder ein paar Tage lang. Dann gab es wieder Störungen. Noch ein Mal fastete er den Muth, auf's Neue anzufangen, und bestimmte dazu das Neujahrs-Fest. Aber am Tage vorher hatte er sich durch Leichtsinnschwer versündigt, und Abends hatte ihm der braune Mann, der ihn an einer Straßenecke festhielt, seine Sünde vorgehalten, und ihm scharfe Ermahnungen gegeben. Er konnte nicht klugnen, und wollte sich doch auch nicht schuldig geben. Unruhig und unwillig kam er nach Hause, und wagte es nun nicht, sein Herz vor Gott zu öffnen, weil er sich seiner Schuld bewußt war, ob es gleich jetzt am nöthigsten gewesen wäre, daß er sich vor Gott gedemüthigt, und Ihn um Verzeihung gebeten hätte. Aber das wollte er nicht. Nun gab er den Muth auf, und dachte: es hilft doch nichts, du magst

machen, was du willst. Laß es gehen, wie es geht.

Von da an war sein guter Engel von ihm gewichen. Er nahm es nun auch mit der Sünde nicht mehr so genau, wurde leichtsinnig, ließ die Bibel im Staub liegen, und las dagegen verderbliche Bücher, betete nicht mehr, und gieng nur noch in die Kirche, weil es zur Hausordnung gehörte, und Hr. Knell es nicht duldete, daß einer seiner Hausgenossen die Kirche versäumte. Sein elterliches Haus besuchte er nur selten, weil er sich vor den Fragen fürchtete, die seine frommen Eltern an ihn machten.

Dagegen schloß er sich an junge Leute von seinem Alter an, die noch schlimmer waren als er, die gar nicht in die Kirche giengen und über die frommen Prediger spotteten. Von diesen lernte er dann nach und nach, was er noch nicht wußte, allerley Bosheiten und Spöttereien, und war bald einer der Argsten unter ihnen. Zwar arbei-

tete er die Woche hindurch fleißig und unverdrossen, was man ihm anwies, so daß Hr. Knell in diesem Punkte ganz mit ihm zufrieden war; aber die Sonntage wurden in lauter Lust und Eitelkeit zugebracht. Durch nichts ließ sich Gotthilf darin stören, auch nicht durch die wiederholten Ermahnungen und Warnungen seiner Eltern. Nur Eines war, was ihn manchmal in Schrecken setzte, das waren die feurigen Augen des braunen Mannes. Oft, wenn er Sonntag Nachts von den leichtsinnigen Zusammenkünften seiner Kameraden heim gieng, standen auf ein Mal diese feurigen Augen mitten auf der dunkeln Straße vor ihm, daß er zusammenfuhr, und dann kamen noch feurigere Worte hinzu, die der braune Mann ihm in's Gewissen redete, und der braune Mann hatte nun gar eine so laute Stimme, daß Gotthilf dachte, alle Leute auf der Straße müßten ihn hören, und daß es ihm nichts half, wenn er auch

beide Ohren zuhielt. Nach und nach gewöhnte sich Gotthilf freilich auch daran, und sonderbar! je mehr er die Furcht vor dem braunen Manne verlor, desto seltener kam der braune Mann. Doch blieb er nie ganz aus, und manchmal geschah es sogar, daß mitten unter den lustigen Gelagen der jungen Leute, wenn sie eben recht im Spotten und Scherzen waren, Gotthilf auf ein Mal so blaß wurde wie ein Leintuch — dort stand der braune Mann an der Wand, und hob drohend den Finger auf.

Aber das wurde bald wieder vergessen!

Während Gotthilf so auf den Wegen des Ungehorsams und des Verderbens sich immer weiter verliert, wollen wir uns auch ein Mal wieder nach dem wilden Erdmann umsehen und fragen, was aus ihm unterdeßen geworden ist. Ihr wißt schon, daß er in der Schule nicht viel gelernt hat, sondern seine Zeit damit zugebracht, Schel-

menstreiche zu erfinden oder auszuführen. Oft sagten die Nachbarn zueinander: „des Steuerraths Erdmann der wird ein Mal ein sauberes Früchtlein geben, wenn er größer ist. Gott behüte jede christliche Stadt vor ihm, wenn er ein Mal Amtmann wird.“ — „D“ — sagten die Andern — „da kann man gute Ruhe haben, bis der Amtmann wird, er lernt ja nichts; wir können's noch erleben, daß er ein Mal mit Gypsbildern auf dem Kopfe durch die Straßen zieht,



oder sich zu den Seiltänzern anwerben läßt, oder gar als Bettler vor unsere Thüren kommt, wenn's ihm nicht noch schlimmer geht, daß er ein Ritter des großen eisernen Sporns

Sporns wird, den nur die Fußgänger tragen.“ So spotteten sie des ungerathenen Sohnes, der nicht nur selber ein Taugenichts war, sondern auch Andere verderbt hatte, und die Veranlassung zu Gotthilf's Unglück geworden war. Aber siehe da, es gieng anders, als die Menschen dachten.

Erdmann war nach seiner Confirmation, weil er Anlage zum Zeichnen hatte, einem Kupferstecher in die Lehre gegeben worden, unter dessen Aufsicht er den ganzen Tag arbeiten mußte. Der Kupferstecher, Hr. Nauz, war ein sehr strenger, aber doch freundlicher Mann. Er merkte bald, daß es bey Erdmann ganz an der Erziehung gefehlt habe, und hielt es für seine Pflicht, das Versäumte bey ihm so viel als möglich nachzuholen. Er versuchte es daher mit Freundlichkeit und Ernst, den verwilderten Knaben, der in allen Bosheiten aufgewachsen war, zur Ordnung zu bringen. Aber das war für Erdmann etwas Unerträgliches.

Sein unbändiger Eigenstan konnte keine Schranken dulden, und spottete aller Ordnung. Hr. Nauz ließ sich dadurch nicht irre machen. Der Steuerrath hatte ihm gänzliche Vollmacht gegeben, mit seinem Sohne zu verfahren, wie er es für nöthig fände, und diese Vollmacht benützte er nun, und schlug mit Erdmann den Weg der Strenge ein, so daß von nun an Strafen und Züchtigungen aller Art einander ablösten. Das war für den Wildfang eine neue Speise, die ihm nicht gefallen wollte; er machte sich daher auf, und lief davon.

Als seine Eltern das erfuhren, wurden sie voll Angst, Hr. Nauz aber war ganz ruhig dabey, und sagte: „Unkraut verdirbt nicht; er wird schon wieder kommen, wenn er genug herumgelaufen ist.“ Erdmann gefiel sich indessen gar wohl bey diesem freyen Wanderleben, und zog bald da, bald dort herum, bis er in einer waldigten Gegend in ein Dörflein kam, als gerade die



Sonne untergieng. Das erste Haus, in welchem er um eine Nachtherberge ansuchte, war gerade das Pfarrhaus. Ein alter frommer Pfarrer, von dem ich gar manches liebe Büchlein habe, wohnte darin. Sein Haus sah freilich keinem Pfarrhause gleich, sonst hätte sich Erdmann nicht hinein verirrt; denn vor den Pfarrern hatte er Furcht. Aber weil er nun schon da war, so konnte er nicht mehr wohl zurückgehen, und der alte Pfarrer sah ihn auch gleich so freundlich an, daß er Vertrauen zu ihm faßte.

„Woher kommst du, Kleiner“ — fragte der Pfarrer — „so spät und so allein?“

„Von der Strafe“ — antwortete Erdmann.

Der Pfarrer lachte herzlich, und sagte: „das braucht keine Versicherung, man steht es deinen Schuhen an, daß du nicht aus dem Monde herkommst. Indessen wüßt' ich Niemand, der auf der Straße zu Haus wäre als die Straßenräuber, und davon wirst du doch keiner seyn?“

Erdmann: „was man nicht ist, das kann man ja noch werden, besonders wenn man so behandelt wird, wie ich behandelt worden bin.“

Pfarrer: „in deinem Alter hat man allerdings die Aussicht, etwas zu werden, was man noch nicht ist; ich denke aber, du könntest auch noch etwas Gutes werden, was du noch nicht bist.“

Erdmann: „ich habe eine schlechte Wahl. Heimkommen darf ich nicht, und draußen will Niemand etwas von mir.“

Pfarrer: „du hast dieselbe Wahl wie alle Menschen: entweder dem Himmel oder der Hölle zu. Doch davon nachher. Setz

dich, du wirst müde seyn. Das Nachtesen wird bald kommen.“

Damit gieng der alte Pfarrer in sein Zimmer, und Erdmann saß auf dem Stuhl; Niemand fragte ihn, Niemand redete mit ihm. Er war aber genug beschäftigt. Die Worte des alten Pfarrers: „entweder dem Himmel oder der Hölle zu“ waren ihm in's Herz gegangen, und er überlegte sie jetzt. Nach einer halben Stunde kam der Pfarrer wieder heraus, der Tisch wurde gedeckt, und das Nachtesen aufgetragen. Es war sehr ärmlich und einfach, und bestand nur aus Einem Gerichte. Nach dem Essen, während dessen nichts gesprochen wurde, sieng der alte Pfarrer das Gespräch wieder an, und fragte Erdmann: „wo bist du her?“

Erdmann: „von Nürnberg.“

Pfarrer: „und bist entlaufen, warum?“

Erdmann: „weil ich mit Schlägen und andern Strafen so mißhandelt wurde, daß ich's nicht mehr aushalten konnte.“

Pfarrer: „womit hast du dir diese Strafen zugezogen?“

Erdmann: „es waren fast lauter Kleingeleiten, man wollte mir auch gar keine Freiheit lassen.“

Pfarrer: „es kommt darauf an, was du unter Freiheit verstehst. Sieh', ich hatte ein Eichhörnchen vor dem Fenster, da steht sein Häuschen noch, und mit dem Eichhörnchen hatte ich manche Freude. Was meinst du, gefiel dir's nicht auch, so ein Eichhörnchen zu haben?“

Erdmann: „o freilich, ich hab' auch einmal eines gehabt; ich ließ meinem Vater keine Ruhe, bis er mir eines kaufte, und da hatte ich tausend Spaß mit. Wie nur die Leute allemal erschrocken sind, wenn ich hinter ihnen herging, und ließ ihnen auf einmal das Eichhörnchen auf die Schultern springen. Wenn ich's nur noch hätte; aber Hr. Nauz wollte es nicht leiden, daß ich's behalten sollte, dann hab' ich's hergeschenkt.“

Pfarrer: „nun schau' einmal, wenn ich das Eichhörnchen hier haben wollte, und ihm alle Tage ein Paar Nüsse geben, und meine Freude daran haben, was müßte ich thun?“

Erdmann: „es an eine Kette binden.“

Pfarrer: „aber dann hat's ja keine Freiheit nicht mehr.“

Erdmann: „o das thut nichts, man kann ihm ja eine lange Kette geben, daß es weit herum spazieren kann.“

Pfarrer: „ganz recht; aber sieh' nun einmal hieher, da ist der Nussbaum, du kannst ihn gerade noch im Mondschein sehen. Da hatte das Eichhörnchen eine lange Kette, daß es auf den nächsten Baumzweigen herumklettern konnte; aber ehe man sich's versah, hatte es sich in seine Kette um einen Ast verwickelt, und hing da, zappelte und schrie. Das konnte ich nicht so gehen lassen, das Eichhörnchen hätte mit auch einmal ersticken kö-

nen, ich machte ihm also die Kette kürzer, daß es gar nicht mehr auf den Baum konnte. Hab' ich recht daran gethan?"

Erdmann: „freilich, ich hätte es auch so gemacht.“

Pfarrer: „nun merkst du nicht, was ich dir damit sagen will?"

Erdmann: „ja so! ja freilich merk' ich es; aber ich hab's noch schlimmer gehabt als das Eichhorn. Dem hat man doch keine Schläge gegeben.“

Pfarrer: „weist du auch warum? Sieh', das Eichhörnchen hat sich nicht gewehrt, als ich ihm die Kette kürzer machte, aber du hast dich gewehrt, darum war's natürlich, daß man Zwangsmittel angewendet hat.“

Erdmann: „ja, aber wenn man dem Eichhorn die Kette gar zu kurz macht, so reißt es eben los, und geht wieder in den Wald.“

Pfarrer: „das meinige hat's auch einmal so gemacht; aber es ist bald wieder

gekommen, und die Nüsse sind ihr doch lieber gewesen als die Eicheln, und das Lager in seinem Häuschen war auch besser als das Waldmoos, wenn's d'rauf geregnet hat. Wie steht's bey dir, willst du nicht auch wieder in dein Häuschen und zu deinen Nüssen zurück?"

Erdmann: „ja, wenn sie nur nicht zu hart wären.“

Der alte Pfarrer mußte lachen, und fragte: „hast du nie den braunen Mann gesehen?"

Erdmann: „ich weiß nichts von einem braunen Manne. Ist der aus Amerika, weil er braun aussieht?"

Pfarrer: „nein, er hat nur einen braunen Rock an, und ist ein Zollinspektor, Namens Wiggensee.“

Erdmann: „o! der? Von dem hab' ich schon gehört, aber gesprochen hab' ich nie mit ihm.“

Pfarrer: „was willst du denn werden?"

Erdmann: „mein Vater will haben, ich soll ein Kupferstecher werden; aber mein Lehrmeister behandelt mich, wie wenn ich selbst eine Kupferplatte wäre, da ist mir's ganz entleidet.“

Pfarrer: „du wirst eben das Stechen, Aetzen und Pressen nöthig haben, wenn ein liebliches Bild herauskommen soll. Es ist mir auch nicht besser gegangen. Es hat nur an einem einzigen Buchstaben gefehlt, so wäre ich ein Buchdrucker geworden, nun bin ich ein Pfarrer, aber ich bin auch selber ein Buch, das oft gedruckt worden ist. Was du auch lernen magst, das lerne recht, und hauptsächlich das, wie aus dem Erdmann ein Himmelsmann wird.“

Erdmann: „wenn ich nur wüßte, wie ich das machen soll.“

Pfarrer: „wie es alle Heilige gemacht haben, sie haben gebetet.“

Erdmann: „ich kann nicht beten, und habe es nie gekonnt.“

„Was?“ — sagte der alte Pfarrer, und stand von seinem Stuhl auf; — „du bist ein Mensch, und kannst nicht beten? Was die jungen Raben können, und die Spazzen, die Finken und die Maisein, das solltest du nicht können? Was du zu deinen Eltern sagen kannst: gib mir dieß oder jenes! das solltest du zu Gott nicht sagen können? Ein Mensch seyn und nicht beten können, gerade, als wenn ein Vogel nicht fliegen könnte.“

Erdmann: „es können auch nicht alle Vögel fliegen.“

Pfarrer: „freilich den Gänsen wird's schwer genug; aber möchtest du dich mit einer Gans vergleichen?“

Erdmann: „was kann ich dafür, daß ich nicht beten kann? Es hat mich's Niemand gelehrt.“

Pfarrer: „traurig genug. Nun so will ich dich's lehren, damit du nicht vergeblich in meinem Hause gewesen bist.“

Der alte Pfarrer kniete nun nieder, und Erdmann konnte nicht anders, er mußte auch hinknien, so ungewohnt ihm dieß war, und nun betete der ehrwürdige Greis mit einer solchen Herzlichkeit, Einfachheit und Rindlichkeit, und doch so nachdrücklich und eindringlich, daß Erdmann gar nicht wußte, wie ihm zu Muth wurde. Es war ihm ganz weich um's Herz, und doch zugleich so wohl, und beides konnte er nicht begreifen. Doch kam ihm der Gedanke: so möchte ich auch beten können.

Den andern Morgen wurde er frühzeitig wach, aber der alte Pfarrer war schon auf, und sang sein Morgenlied. „Nun Erdmann“ — fieng er nach dem Morgengruß an — „ich denke, du gehst heute wieder nach Nürnberg, und ich gebe dir einen Mann mit, der dir den Weg zeigt.“

„Ja,“ — sagte Erdmann — „aber wie wird mir's gehen, wenn ich heimkomme? sie schlagen mich halbtodt.“

Pfarrer: „sey ruhig, dafür ist gesorgt. Ich gebe dir einen Brief mit an deinen Lehrherrn, und versichere dich, daß dir kein Leid geschehen wird.“

Erdmann: „nun ich will es noch einmal probiren; aber wenn's wieder zu arg wird, dann komme ich eben zu Ihnen hieher, und bleibe bey Ihnen.“

Pfarrer: „du wunderlicher Knabe! meinst du denn, ich ließe dich thun, was du wolltest? Du müßtest dich auch bey mir in die Ordnung fügen lernen.“

Erdmann: „ja, aber hier wäre mir's viel leichter.“

Pfarrer: „das meinst du nur. Es geht dir wie so vielen Menschen, die meinen, wenn's nur nicht gerade so wäre, wie es ist, dann hätten sie es viel besser. Da, wo uns Gott hingesezt hat, da sollen wir Gehorsam lernen. Gott weis' einem jeden Menschen das rechte Plätzchen anzuweisen. Probir' du es nur einmal, und

bitte Gott um Seine Hilfe; gib Acht, wie gut es gehen wird.“

Erdmann: „ja, das wäre schon recht; aber wenn Gott tausend Mal will, und Hr. Nauz will nicht, was hilft mir's dann?“

Pfarrer: „ey so zweifle und habere, du Eigensinn! Meinst du denn, Gott sey nicht stärker als Hr. Nauz, und meinst du denn, Hr. Nauz sey nicht tausend Mal froh, wenn du gehorsam bist?“

Nach dem Frühstück und Morgensegen entsieß denn der alte Pfarrer den kleinen Flüchtling, nachdem er ihm noch ein kleines Büchlein geschenkt, und Gottes reichen Segen mitgegeben hatte. Erdmann gieng mit seinem Führer betrübt vom Pfarrhaus weg. Ganz eigene Empfindungen stiegen in ihm auf, dem Heimweh ähnlich, es war ihm noch nie so zu Muth gewesen wie in diesem Pfarrhause. Er redete deswegen auch nicht viel unterwegs, und wiederholte sich in seinen Gedanken

Alles, was er von dem alten ehrwürdigen Pfarrer gehört hatte. Er konnte aber nicht ganz in's Klare darüber kommen.

Nicht ohne Besorgniß kam er bey seinem Lehrherrn an, und überreichte ihm gleich den Brief, ehe derselbe Zeit hatte, ihn ein Wort zu fragen. Während Hr. Nauz las, setzte sich Erdmann auf einen Stuhl, und beobachtete sorgfältig und ängstlich den Eindruck, welchen der Brief auf ihn machen würde.

„Du kannst an deine Arbeit gehen,“ — sagte Hr. Nauz. Wer war froher als Erdmann? Zwar dachte er immer im Verborgenen, die Strafe könnte noch nachkommen; aber als einmal ein Paar Tage herum waren, und Hr. Nauz immer freundlich blieb, so dachte Erdmann: nun ist's gewonnen. Seine Eltern machten ihn ohnedieß keine Vorwürfe, die waren froh, daß er nur wieder da war, und seine Mutter empfing ihn mit aller Zärtlichkeit.

Es schien, von da an eine große Veränderung mit Erdmann vorgegangen zu seyn. Er war immer still, und in sich gelehrt, arbeitete fleißig und sorgfältig, und versuchte es auch zu beten. Das wollte freilich noch nicht recht gehen. Indessen war Hr. Nauz wohl mit ihm zufrieden, und konnte nicht begreifen, wie der wilde, ausgelassene Junge auf einmal so zahm und ordentlich geworden war. Er ließ ihn aber ungestört seinen Weg gehen, und redete nicht viel mit ihm.

Hr. Nauz hatte Bekanntschaft mit einer vortreflichen frommen Familie, die in Nürnberg wohnte. Das war der Herr v. Zeyter. Dieser kam oft zu dem Kupferstecher in's Haus, und redete mit ihm über die heilige Schrift und über göttliche Dinge. „Denken Sie nur,“ — sagte Hr. Nauz eines Abends zu Hrn. v. Zeyter, als dieser wieder auf Besuch kam, — „denken Sie nur, mein wilder Erdmann ist auf

einmal zahm geworden, und hält sich jetzt so gut, daß ich ganz zufrieden mit ihm seyn kann. Er sagt mir zwar nichts von dem, was in seinem Herzen vorgeht; aber es kann nicht leer seyn, denn er ist immer still und nachdenklich, und bleibt zu Haus, und liest in der Bibel, was er vorher nie gethan hat.

„Ey das ist erfreulich,“ — erwiderte Hr. v. Zeyter — „schicken Sie ihn doch einmal zu mir, ich will sehen, ob ich ihn nicht dazu bringen kann, daß er offen gegen mich wird, und mir sein Herz ausleert.“

„Ich will ihn schicken,“ sagte Hr. Nauz. Einige Tage darauf trat Erdmann in Hrn. v. Zeyter's Zimmer, und brachte ihm etwas von seinem Lehrherrn. Hr. v. Zeyter ließ ihn sitzen, und fieng nun an, ganz freundlich mit ihm zu reden, und ihn zu fragen: wie es doch gekommen sey, daß er auf einmal so nachdenklich und ernsthaft geworden. Erdmann erzählte mit Offen-

heit seine ganze Unterredung mit dem alten Pfarrer, und wie er bisher darüber nachgedacht habe, und nun wohl einsehe, daß er ein anderer Mensch werden müsse, wenn er in dieser und in jener Welt nicht ganz verloren gehen wolle. Er gestand aber auch, daß er noch nicht recht wisse, wie er es anzugreifen habe, und nahm dann mit Dank die freundliche Belehrung an, welche ihm Hr. v. Zeyter darüber gab.

Nicht lange nachher kam Hr. v. Zeyter Abends zu Hrn. Nauz, und sagte: er wolle einen Spaziergang machen, und Erdmann mitnehmen. Hr. Nauz gestattete es gern. Hrn. v. Zeyters Frau und Herr Anker, ein liebenswürdiger Prediger, waren auch dabei. Sie giengen vor's Thor in die Vorstadt Tafelhof, und lehrten da in einer kleinen armseligen Hütte ein. Hier wohnte der arme Tolf, und lag jetzt auf seinem Sterbelager, voll Sehnsucht nach Erlösung von seiner gebrechlichen Leibes-

hütte. Sein Bett stand in einem kleinen engen Kämmerlein, in welchem kaum noch für vier Personen Platz war. Durch ein kleines Fenster, das keine zwey Fuß breit und hoch war, schien das Abendroth in's Kämmerchen, und leuchtete in die schwarzen treuen Augen des Sterbenden. Der arme Tolf, der jetzt 44 Jahre alt war, hatte in seiner Jugend sprechen können, und lesen gelernt. Eine Krankheit raubte ihm die Sprache, und machte ihn contract. Da er nichts mehr arbeiten konnte, und ganz arm war, so schleppte er sich täglich mit seinen Krücken auf die Straße, und laß da an eine Mauer gelehnt, und wartete, bis ihm Gott ein Almosen zuschickte. Immer hatte er seinen Nürnberger Katechismus bey sich, und las darin. Vielen Vorübergehenden wurde er dadurch zur Erbauung. Durch Zeichen und mit seinen ausdrucksvollen Augen machte er sich verständlich. Was man ihm sagte, das

verstand er Alles sehr gut, und mit dem Worte Gottes war er wohl bekannt. Man sah ihn nie unzufrieden oder mürrisch, es wohnte der Friede in ihm. Dieser durch Leiden vielgeprüfte Erdenpilger war jetzt seiner Abreise in die Ewigkeit nahe. Es war ein ergreifender Anblick. Oft deutete er mit der Hand zum Himmel hinauf, und wollte damit sagen: dort ist meine Heimath, bald werde ich droben seyn. Die lieben Gäste sagten ihm manches tröstende und ermunternde Wort, das er mit dem Ja seiner Augen bestätigte. Erdmann war ganz Auge und Ohr. Ein tiefer Eindruck drang in sein Herz von dem Frieden, in dem ein Christ leben und sterben kann. Ehe sie von ihm Abschied nahmen, segneten sie ihn zu einer seligen Heimfahrt ein, und sangen mit einander sanft und unter Thränen den Vers:

Wann ich einmal soll scheiden,
So scheid nicht von mir:
Am Ende aller Leiden
Tritt Du doch selbst herfür!
Wann mir am allerbängsten
Wird um das Herze seyn;
So reiß mich aus den Nengsten
Kraft Deiner Angst und Pein.

Mit diesem Troste schieden sie von ihm. Den folgenden Morgen um neun Uhr schlief er sanft und selig ein. Noch kurz vorher ließ er sich das Fenster öffnen, deutete hinauf, und sagte auf seine Weise, daß er in den Himmel hineinsehe. Wie wird er sich nun freuen, reden und singen zu können mit der großen Schaar derer, die gekommen sind aus der großen Trübsal!

Erdmann verließ dieß Sterbelager mit einem tiefen Eindruck in seinem Herzen. Zum ersten Mal in seinem Leben weinte er aus Rührung, denn sonst hatte er nur aus Zorn und Aerger geweint. Als seine Begleitung ihn verlassen, und eine andere Straße

eingeschlagen hatte, da ließ er seinen Thränen freyen Lauf, und es war ihm innig wohl dabey. Auf einmal stand der braune Mann vor ihm, und begleitete ihn bis nach Hause. Was er unterwegs mit ihm gesprochen, habe ich nicht erfahren können. Aber als er heimkam, warf er sich auf seine Kniee, und betete lange um Vergebung



seiner Sünden. Es wurde so licht in seiner Seele, daß er alle seine Vergehungen einsah, und sich darüber vor Gott demüthigen konnte. Gott war auch so gnädig gegen ihn, daß er ihn nicht lange auf den Trost der Vergebung warten ließ. Er konnte es glauben, daß ihm der himmlische

Vater durch Jesum Christum alle seine Sünden verziehen habe, und von nun an war er freudig und getröstet, der Gehorsam wurde ihm jetzt nicht mehr schwer, und das Gebet war seine tägliche Freude. Jedermann erstaunte über den sanften, stillen und demüthigen Sinn, den man jetzt an dem ehemals so rohen und frechen Erdmann bemerkte. „Wenn's heut zu Tage noch Wunder gäbe,“ — sagte einer von jenen Nachbarn, die dem Taugenichts so großes Unheil prophezeit hatten, zu seinem Wette: — „wenn's heut zu Tage noch Wunder gäbe, so wäre das eines davon, daß des Steuerraths Erdmann aus einem Wolf ein Lamm geworden ist.“ — „Nun ja“ — entgegnete der Wette — „eben daran siehst du ja, daß es heut zu Tage noch Wunder gibt.“

Ich könnte euch noch viel von Erdmann erzählen; aber nur das will ich noch sagen, daß Erdmann keine Ruhe hatte, so lange er Gotthilf auf seinen Irrwegen gehen sah. Er suchte ihn also, sobald es in seinem eignen Herzen licht geworden war, auf, und redete so ernsthaft und nachdrücklich an sein Herz, daß Gotthilf ganz erstaunt war,

solche Worte aus einem Munde zu hören, der vorher nur gewohnt war, Narrenthendungen zu reden. Aber bey Gotthilf hielt es nun viel schwerer, ihn wieder auf den Weg des Lebens zurückzubringen, und wenn nicht Erdmann so viel Geduld mit ihm gehabt hätte, so hätte er ihn eben laufen lassen. Aber mit Hülfe des braunen Mannes gelang es endlich doch, und das Beste dabei that Gott selbst. Gotthilf's Herz wurde weich, er demüthigte sich vor Gott, und weinte so lange um Vergebung seiner Uebertretungen, bis er sie bekam.

Beide sind auch bisher treu geblieben, und wo es eine Abweichung geben will, da kommt der braune Mann treulich zu Hülfe.

Das ist überhaupt ein wunderbarer Mann, der braune Mann. Auch bey uns läßt er sich häufig sehen, und ehe du dich's verstehst, stehen die feurigen Laternen-Augen mitten in der Nacht vor dir. Nimm dich in Acht, daß du ihn nicht beleidigest, sonst hast du ihn immer auf dem Hals, und hast keine leibliche Ruhe mehr. Hörst du?
